This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

54 G

The Cadwalader Collection

Presented by

Mr. John L. Cadwalader

to the

New York Public Library

AR 26 1903

Freiherrlich
v. Leoprechting'sche
Bibliothek.

(Schoenberg)
MY

Der
vollkommene
praktische Jäger.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

eines Fa

Der

vollkommene

praktische Jäger,

oder:

Anweisung die Wildbahn auf eine sichere und leichte Art, ohne Nachtheil der Feldfluren und Forsten, zu vervollkommnen und gehörig zu benutzen.

Nach den neuesten Ansichten zum Gebrauch für Wildbahnspächter, Revierjäger, Büchsenspanner und jeden Jagdliebhaber überhaupt,

bearbeitet von

Anton Schönberger,

gräfl. Adalbert Czernin'schen pension. Forstbeamten.

Mit einen Steindruck.

Prag.

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

1826.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
231852
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1903

Sr. Wohlgeboren

Herrn

Johann Tomaschek,

k. k. Kammeral-Forstmeister, geschworenem Landmesser und Mitgliede der k. Böhmischen patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag

widmet

Hochachtungsvoll dieses Werkchen

der Verfasser.

Vorwort.

Es sind eine bedeutende Menge von jagdwirthschaftlichen Büchern vorhanden, und es dürfte überflüßig scheinen ihre Anzahl mit noch Einem zu vermehren. Allein eines Theils sind diese Werke für den unbemittelten Jagdliebhaber viel zu theuer, anderntheils aber behandeln mehrere, besonders der neuern Werke, ihren Gegenstand mehr wissenschaftlich als praktisch, und der minder gebildete Waidmann findet keine Belehrung, weil ihm Vieles ganz unverständlich bleibt.

Ich habe mich in diesem Werkchen bemüht, das Jagdwesen so darzustellen, daß es als ein landwirthschaftlicher Zweig zwischen der Feld- und Forstwirthschaft, mit Nutzen eingeschaltet werden könne.

Die übermäßige Ueberfüllung einer Wildbahn mit verschiedenem Wilde war in ältern wie in neu-

ern Zeiten schädlich, aber eine vom Wilde entblößte Wildbahn wirkt nachtheilig auf den Eigenthümer, als auch auf das Allgemeine. Eine mittelmäßig bestammte Wildbahn verschafft dem Eigenthümer Nutzen und Vergnügen, ohne die edlern landwirthschaftlichen Zweige zu beeinträchtigen. Ich werde hier auseinander zu setzen suchen, was man unter einem mittelmäßigen Wildstamm versteht und wie die Einstammung des Wildes in der Wildbahn zu unterhalten ist, damit ein nachhaltender Ertrag von demselben zu erwarten ist.

Eine gelehrte kunstmäßige Ausarbeitung wird man hier nicht finden, und es werden nur Gegenstände zur Sprache gebracht, die aus dem praktischen Leben genommen sind, von deren Brauchbarkeit ich überzeugt bin und die dem Besitzer einer Wildbahn, dem Pächter, dem Revierjäger und den damit in Verbindung stehenden Personen in praktischer Ausübung nützlich seyn können.

A. S.

Inhalt.

Seite.

I. Kapitel. Von der Hegung des edlen Haar- und Federwildes, durch Beseitigung aller schädlichen Raubthiere und Schutz vor raubsüchtigen Menschen. — Ueber die Nützlichkeit mancher, noch immer als schädlich geschilderten und behandelten Vögel. — Die verschiedenen Handgriffe der Raubschützen 1

II. Kapitel. Vermehrung des Wildes durch künstliche Aufzucht 29

a) Haarwild. . . . . —

Wie viel Stück Edelwild auf eine bestimmte Waldfläche gehalten werden können, um einen mittelmäßigen Wildstand zu haben; aus welchen Geschlecht und Alter die Einstammung bestehen soll, was jedes Jahr zur Abnahme gehört, und den Ertrag zu Gelde berechnet. Desgleichen vom Damwild, Rehwild, Hasen.

b) Federwild 42

Der Auerhahn, das Birk- und Haselhuhn, die Waldtaube, Waldschnepfe und übrige Waldvögel. Ferner das Rebhuhn, die Wachtel, der Wachtelkönig und die Feldlerche.

c) Wasserwild 56

Die Fischotter, die wilde Gans, Ente, Blaßente, Taucher, Rohrhuhn, Becasin, Kiebitz.

Seite.

III. Kapitel. Von Vermehrung des edlen Haar- und Federwildes, durch Unterstützung desselben mit verschiedenem Gesäße und andern künstlichen Anlagen, zum Schutz für strenge Winter. Ueber Anlegung der Remisen, Schneehütten, Jagd- oder Streifremisen. Vergleichende Berechnung der Remisen mit den Ertrag der Aecker 64

IV. Kapitel. Vom Abschießen und Abfangen des edlen und nutzbaren Haar- und Federwildes durch den Jäger. Nebst Vortheilen bei Aufbewahrung oder Versendung des Wildbrets 72

V. Kapitel. Von den Gesellschafts-Jagden und wie sich der Jäger dabei zu benehmen hat. Jagden mit Treibern 107

VI. Kapitel. Von dem Schießgewehr, der Munition und dem Büchsenspanner; nebst Anleitung ein guter Schütze zu werden . . 132

VII. Kapitel. Vom Vogelfang in Dohnen, auf dem Vogelleim u. s. w. 168

VIII. Kapitel. Vom Anlegen und Benutzen der Thiergärten für das Edel-, Dam- und Schwarzwild, so wie der Fasangärten . 178

IX. Kapitel. Von dem Vorstehhund, dem Jagdhund und deren Dressur; Heilung der vorzüglichsten Hunde-Krankheiten . . 189

X. Kapitel. Von den verschiedenen Netzen und Fangeisen, die ein Revierjäger zur Ausübung der Jagd benöthigt. 204

I. Kapitel.

Von der Heegung des edlen Haar- und Federwildes durch Beseitigung schädlicher Raubthiere und Schutz vor raubsüchtigen Menschen.

Wünscht der Besitzer einer Wildbahn, daß sie in den Zustand erhalten werde, wie der Umfang seiner Besitzungen es zuläßt, so ist eine fleißige Heegung des Stammwildes ein unerläßliches Bedingniß; weil es sich sonst nicht gehörig vermehren kann, der Nutzen und das Vergnügen nicht erreicht wird, und der allenfallsige Aufwand verloren gehen würde. Eine Menge von Raubthieren sind stets in Bewegung, dem verschiedenen Haar- und Federwilde zu schaden und es zu vernichten. Durch fleißige Heegung einer Wildbahn aber wird erzweckt: daß dadurch das Stammwild, wenn der Stamm nicht übermäßig angegriffen wurde, wieder in seine gehörige Zahl gebracht werde, und durch die gehörige Zahl des Stammwildes der Nutzen und das Vergnügen der Jagd stets erhalten werden kann. Die Heegung des verschiedenen Haar-

und Federwildes umfaßt hauptsächlich den Schutz vor Raubschützen und Raubthieren.

Die Ausrottung oder Verminderung der Raubthiere ist die allererste Bedingniß zur Vermehrung des edlen Wildes. Ein jeder Revierjäger, dem eine Wildbahn zur Heegung anvertraut ist, muß daher alle diese Raubthiere und die beste Art ihrer Vertilgung sich bekannt machen. Unter allen Raubthieren ist keines so schädlich als der Mensch selbst; der entweder aus Noth, oder aus besonderer Jagdliebhaberei bewogen, fremdes Gut raubt. Diese Menschen pflegt man gewöhnlich Raubschützen zu nennen; von den meisten aber kann man behaupten, daß sie aus besondern Hange für die Jagd und keineswegs aus Noth, oder um sich zu bereichern, den ersten Anfang machen.

Diese Menschen von der Wildbahn zu entfernen und ihnen die Jagdlust zu benehmen, ist die schwierigste Aufgabe für den Revierjäger und liegt fast ganz außer seinen Kräften.

Das Amt, welches die politischen Gesetze auszuüben hat, kann hier das Allerbeste wirken. Wenn es nach der Vorschrift der allerhöchsten Gesetze, ein wachsames Auge auf das Thun und Treiben der Unterthanen hat, einen Jeden zu seinem Gewerb und Nahrung anhält; so sind diese dadurch sehr gehindert, und es bleiben nur noch die aus den nichtunterthänigen Gebiete übrig.

Der Revierjäger muß, wenn er die Raubschützen von seiner Wildbahn entfernt halten will,

die Art und Weise, so wie die Handgriffe kennen, die sie bei ihren Räubereien anwenden. Denn nicht alles Wild wird von ihnen mit der Schrotflinte, oder dem Kugelrohr; das meiste wird mit Schlingen, Garnen und auch mit dem Stock erlegt.

Es sollen hier die vorzüglichsten Raubmethoden angeführt werden.

Raubschützen, welche auf das Hoch- oder Edelwild ausgehen, bedienen sich meistens der einfachen Schrotbüchse, die sie mit mehreren Kugeln, (sogenannten Laufkugeln) laden, gewöhnlich mit 2 — 3 Stücken, welche zusammen gebohrt werden, damit solche beim Ausschießen so viel möglich beisammen stecken; im Kernschuße auf 50 Schritt sind sie oft kaum ein Paar Zoll auseinander. Dieses Zusammenbohren der Laufkugeln geschieht auf folgende Art: Man schneidet mit einem scharfen Messer auf der Oberfläche der Kugel eine kleine Platte, so auch auf der zweiten, drückt diese zwei ebenen Flächen mit Kraft aneinander und dreht sie als wenn man sie zusammen schrauben wollte, ineinander: auf diese Art hängen sie ziemlich fest aneinander und bleiben beim Ausschießen nicht weit auseinander.

Manches Gewehr schießt mit einer solchen Ladung sehr gut, und ein Stück Edelwild, wenn es auf 50 oder 60 Schritte dem Raubschützen nahe kommt, ist gewöhnlich verloren. Andere laden ihr Gewehr mit Posten, eine Art von großem Schrot, die man sich selbst in Formen zu gießen pflegt und

wovon man 14 — 16 Stück auf eine Ladung nimmt.

Der Raubschütze kann damit auch das stärkste Stück Hochwild erlegen, indem er seinen Schuß am Halse oder am Kopfe anzubringen sucht.

Der Raubschütze, besonders der einheimische, pflegt gern seine Schrotbüchse im Walde aufzubewahren; versteckt sie in hohle Bäume, oder in Felsenklüfte, um nicht als Raubschütz zu erscheinen.

Es ist demnach gut, wenn der Revierjäger, sobald er Unrath merkt, die hohlen Bäume und Felsenklüfte deshalb fleißig untersucht. Denn oft geht ein solcher Raubschütze in den Wald ohne Gewehr, verübt dort seinen Raub und geht ebenso ohne Gewehr aus dem Walde zurück. Der Jäger muß daher vorzüglich vor Tagesanbruch bei den Salzlecken u. s. w. und im Winter bei offenen Wasserquellen bürschen, so wie auch Abends und bei hellen Mondnächten, die gehörigen Waldwachen halten und auf die Raubschützen ein wachsames Auge haben.

Dem Rehwild schaden die Raubschützen ganz vorzüglich im Frühjahr zur Setzzeit.

Sie ahmen daß Rufen des jungen Rehkitzes nach; die alte Geiß oder die Rike eilt dem Rufe nach, und wird, da sie oft bis auf fünf Schritte angerennt kommt, leicht geschossen; ein einziges Frühjahr ist hinlänglich um alle alten tragbaren Riken auszuschießen. So auch dem Rehbock, der in dem Monat August, zur Zeit der sogenannten

gelten Brunft auf den Ruf geht, (aufs Blatt springt) zu welcher Zeit er ebenfalls sehr nahe heran kommt, und ebenso wie die Rike, geschossen werden kann. Dem abzuhelfen, oder wenigstens es dem Raubschützen so schwer als möglich zu machen, thut der Revierjäger wohl, wenn er selbst dem Wilddiebe zuvor kommt; auf die Rehgeiße und auf den Bock ruft, oder blattet, und sobald ein Stück angerennt kommt, es mit dem Wehen oder Werfen des Taschentuches, durch einen Sprung gegen dasselbe, oder durch einen blinden Schuß abschreckt. Wiederholt man dieses mehrmals, so werden die Rehe vorsichtiger, oder kommen gar nicht mehr auf den Ruf, wo dann das Zurufen des Raubschützen vergeblich bleiben wird.

Im Walde bleibt dem Raubschützen die Schrotbüchse, oder höchstens das Kugelrohr, als das einzige Hülfsmittel, sich des Hochwildes zu bemächtigen; aber Waldhasen und Rehwild zu fangen, bedienen sie sich messingener Schlingen, die sie auf die Wechsel stellen, welches ein außerordentlich großes, nicht abzubringendes Uebel für die Wildbahn bleibt. Auf die Rehe werden die Schlingen auf die ausgetretenen Wechsel, die in Gegenden, wo viel solches Wild ist, wie kleine Fußsteige aussehen, 2' hoch gestellt, und größtentheils die alte Geiß gefangen, weil sie meistens den Kopf führt (vorausgeht). Die Hasen werden noch häufiger gefangen, und ganze Waldreviere ausgeleert. Die Schlingen stellen sie meistens im Winter, wo sie die Wechsel

bemerken; und äußerst selten, beinahe niemals, ist ein solcher Schlingen-Steller, wird er nicht auf der That betreten, als solcher zu überführern. Selbst nur die Schlingen zu finden, ist äußerst schwer. Spürt man Jemanden im Walde, der verdächtig ist, so muß man jeden Tritt genau bemerken, ob er nicht stehen geblieben, sich rechts oder links gewendet hat; ob nicht ein Zeichen an einen Baum ist, eine kleine Platte gehauen, ein Ast gebrochen, ꝛc. ꝛc. Alles dieses sind Zeichen, daß eine Schlinge da stehe zu der der Wilddieb nie, wenn sie einmal gestellt ist, in die Nähe geht, sondern nur von weiten nach ihr sieht. Fängt sich ein Hase und wird der Schlingensteller auch wirklich dabei ertappt; so weiß er Ausreden ohne Zahl vorzubringen: er habe Klaubholz gesucht, Besen-Reissig geschnitten u. s. w. und nur von ungefähr den Hasen gefunden. Besonders groß ist der Schaden durch dieses Schlingenstellen im Frühjahr, da sich gewöhnlich die Häsin fängt. Zehn Raubschützen machen nicht den Schaden, und sind weit eher auszurotten, als ein einziger Schlingensteller. Die Birk- und Haselhühner werden auch in verschiedenen Schlingen von Roßhaaren gefangen, die man bei Wachholder-Sträuchen vorsteckt, wenn die Birkhühner ꝛc. bei großem Schnee dorthin einfallen. Der Jäger, der seinen Wildwechsel besonders im Winter fleißig und aufmerksam beobachtet, findet leicht dergleichen angelegte Schlingen und vernichtet sie.

Weit größern Spielraum hat der Raubschütze, in Feld-Revieren seinen Unfug zu treiben. Zum Fang der Hasen bedient sich derselbe gleichfalls der Schlingen von gelbem Draht; er bringt solche in das stehende Getraide auf Wechsel, die aber leichter zu finden sind, weil der Jäger den im Getreide durchgebissenen Wechsel der Hasen leicht bemerkt, und die Schlinge finden kann.

Für die Rebhühner legt er Schlingen von Roßhaaren im Gestrippe, wenn das Getreide von den Feldern geräumt ist.

Das Schlingenlegen geschieht meistentheils von Kuh- und Schafhirten, auch manchmal von Bauersleuten. Fleißiges Nachsuchen und Vernichtung der Schlingen, sind die Hülfsmittel dagegen, weil sich der Thäter selten ertappen läßt.

Aber weit schädlicher für die Wildbahn ist folgende Art, mit welcher die geschicktern Raubschützen die Hasen und Rebhühner erlegen.

Der Raubschütze übt sich, auf dem Finger, genau den Ruf des jungen Hasen nachzuahmen; sobald die erste Satzzeit da ist, so setzt sich der Raubschütze gleich nach Mitternacht, oder beim Mondschein, entweder auf Feldränder, in hohle Wege, oder an sonst gut gelegene Orte, auch an die Waldränder, und fängt das Rufen eines jungen Hasen an; worauf die Alten dem Rufe nacheilen, in die Nähe kommen und geschossen werden. In einer einzigen Nacht können, nach dem Geständnisse eines solchen Raubschützen, sechs bis

zehn Hasen geschossen werden. Ein solcher Mensch ist demnach im Stande, den Sommer durch, in einem beträchtlichen Feldrevier alle Mutterhasen auszuschießen.

Dergleichen Menschen schlagen sich weit und breit im Lande umher, wo sie wissen, daß Feldhasen mehr oder weniger sind. Ihre Beute der Nacht verkaufen sie bei Tage in verschiedene Orte, und gemeiniglich sind ihre Abnehmer Leute, von denen man es am wenigsten vermuthen sollte.

Um dieß zu verhüthen, muß der Revierjäger öfters zur Nachtzeit beim Mondschein sein Feldrevier durchgehen, auf die Schüße Acht haben, und so viel möglich sich eines solchen Gastes zu bemächtigen trachten; vertraute Spions in Dorfschaften sind noch ausgiebiger, wenn man sie hierzu abrichtet, daß sie, wenn sich solche Leute blicken lassen, sogleich dem Revierjäger die Anzeige hievon machen, der diesen Wink gut benützen kann.

Das Abfangen der Rebhühner im Spätherbste stellt der Raubschütz auf folgende Art an: Ein Netz (von etwas kleinern Maschen, wie jene am Hochgarne) ungefähr zehn Klafter breit und fünfzehn Klafter lang, nach Umständen auch kleiner, ist das Werkzeug hierzu; auch genügt oft ein Stück von altem Hochgarne, das noch etwas brauchbar ist. Der Raubschütz setzt sich vor Abends irgend auf einen Feldrand und horcht auf das Zusammenrufen der Rebhühner, trachtet so viel als möglich in die Nähe derselben zu kommen, um den Ort

genau zu erfahren, wo solche übernachten wollen, und wenn er weiß, daß sie auf diesem oder jenem Feldbeete ruhen, so bezeichnet er sich am Ende des Feldes dieses Beet mit einem Stück weißem Papier, auf welches er einen Stein legt, damit es der Wind nicht wegträgt, und hohlt sein Garn sammt dem Hülfskameraden, der oft wieder in einer andern Gegend gleichfalls die Rebhühner ausgehört hat. Sobald es recht finster geworden ist, (mondhelle Nächte taugen hierzu nicht) wird auf den Ort gegangen, wo die Rebhühner liegen, das Netz ausgebreitet, wo das Zeichen von Papier liegt, so, daß es ungefähr in die Mitte des Netzes kommt; jeder nimmt ein Ende des Netzes, welches vorn auf einer Schnur eingezogen ist, und so schleichen sie langsam auf den Ort zu, wo die Rebhühner liegen. Der hintere Theil des Netzes wird nachgeschleppt, oder es geht ein Dritter dem hintern Theile nach, der, wenn das Netz hängen bleiben sollte, es sogleich wieder flott macht. Die Hühner werden durch das heranahende Netz aufgeschreckt, fliegen auf und werden dadurch gefangen: daß die zwei vordern Männer das Netz sogleich auf die Erde fallen lassen und dann die im Netze herumhüpfenden Rebhühner todt drücken und herausnehmen. Ist man an einem Orte fertig, so verfügen sie sich wieder an einem andern und fangen auf diese Art eine Familie (Kette, auch — obgleich unrichtig — Kitt genannt), nach der andern ab. In einer halben Nacht sind zwei oder drei Menschen

im Stande, drei auch vier Familien einzufangen (welche dreißig bis vierzig Stück betragen können) und in mehreren Nächten ein beträchtlich großes Revier von Rebhühnern ganz auszuleeren.

Diese Menschen gehen gleichfalls oft mehrere Meilen weit auf den Rebhühnerfang aus, und man kann um so weniger einen Verdacht auf sie haben, da sie ohne Gewehr und nur mit einem kleinen Bündel unter dem Arme ausgehen.

Die eigentliche Zeit zum Einfangen der Hühner ist, wenn die Lerchen bereits abgestrichen sind; früher prellt man nur die Hühner. Durch das Auffliegen der Lerchen werden die Hühner aufmerksam, und streichen, beim geringsten Geräusch in ihrer Nähe, davon.

Das beste Mittel diese Wildräuberei zu verhüten, sind Spione in den Dörfern und fleißiges Herumgehen in den Feldfluren, und ein wachsames Auge auf unbekannte Menschen, die sich spät Abends in den Feldfluren antreffen lassen und die man sogleich zur Rede stellen muß, welches Geschäft sie wohl so spät in diese Gegend führe?

Alle diese Menschen, die sich mit der Wilddieberei abgeben, sind gewöhnlich sittlich verdorben; diejenigen, die aus dem Bauernstande sich dazu ergeben, sind meistens Leute, die nicht gern Handarbeiten verrichten und lieber sich auf diese leichte Art nähren wollen, und oft mit Ausdauer mehrere Tage Hunger und Durst ertragen, um einige Tage bei dem Aufzehren eines beträchtlichen Wildraubes

schwelgerisch zu leben; ferner schlechtgelernte Waidmänner, Jäger, die durch übles Betragen sich in keinem Dienste erhalten können u. s. w. Alle diese Leute, wenn sie sich einmal diese Lebensart angewöhnt haben, lassen nicht gern davon ab, und wenn endlich der Wildraub nicht mehr genüglich wird, so werden sie nicht selten die gewandtesten Räuber und Diebe, und daher verdient auch diese Gattung von Menschen die volle Aufmerksamkeit der politischen Amtsbehörden.

Noch muß der Schafknechte erwähnt werden, welche keinen kleinen Schaden, durch Erschlagung der Hasen mit dem Stock, zufügen. Diese Menschen üben sich aus langer Weile, auf der Weide, (obwohl jetzt weniger als sonst) mit dem Stock oder Stein werfen, so ein, daß sie auf dreißig Schritte, einen so großen Körper wie der Hase ist, sicher treffen und nur höchst selten verfehlen werden.

Zur Zeit der Brachweide, wenn der Hase im Brachfelde ruht, erkennt ihn das geübte Auge des Schafknechtes oft manchmal besser, als der Jäger; er umzingelt den ruhig sitzenden Hasen langsam mit den Schafen, unter denen der Hase aushält und nicht leicht flüchtig wird, wo ihn dann der Schafknecht mit den Stock todt wirft. Aber auch selbst im Laufe trifft er leicht, wenn er ihm nur die Wurfweite ausgehalten hatte. Ich sahe kinstens einer Hasen-Klopfjagd zu, wo der Pächter der Wildbahn, alles, was schießen konnte oder wollte, in der Umgebung einlud; während

der Tagsdauer der Jagd, hatte ein Schafknecht, der als Treiber dabei war, sechzehn Hasen mit seinem Stock erlegt; keiner der übrigen Schützen konnte sich ausweisen, so viel Stück mit der Schrotflinte erlegt zu haben, wie dieser Schafknecht mit seinem Stock. Es muß daher die Aufmerksamkeit des Jägers auch auf diese Leute um so mehr gerichtet seyn, da es gemeiniglich tragende Mutterhasen sind, die in der Brache oder auf den Hutweiden hinter den Steinen sitzen und von den Schafknechten todt geschlagen werden.

Ein jeder Jagdliebhaber wird überzeugt seyn, daß der Mensch den meisten Schaden in der Wildbahn anrichte, und hat demnach selbst die wirksamsten Maßregeln dagegen zu ergreifen; da der Revierjäger allein, auch bei dem angestrengtesten Fleiße, diesem Unwesen nicht steuern kann.

Zur vollständigen Hegung der Wildbahn gehört noch, daß man im Mittelgebirge, wo man sich mit kleinen Waldtrieben unterhält, mit keinem Jagdhunde jage. — Wird der Hase mehrmal aus seiner gewohnten Gegend getrieben oder gejagt, so verläßt er sie auf lange; — eben so verlassen die Feldhasen ihre Gelegenheit, wo mit Windhunden viel gehetzt, oder nur gegangen wird.

Endlich gehört hieher noch ganz besonders die Verminderung der Raubthiere.

Der Bär, der Wolf, der Luchs, die wilde Katze sind heut zu Tage seltene Raub-

thiere, welche mancher Jäger kaum im Bilde kennt; bekannter ist der

Fuchs,

der noch immer zahlreich genug vorhanden ist.

Diesem muß man so viel als möglich zu Leibe gehen, damit er sich nicht vermehren könne; gewöhnlich schießt man denselben Morgens und Abends auf dem Anstande; manchmal im Bürschen, am meisten bei Klopfjagen, und durch Ausgraben seiner Jungen in den Schleifen oder Fuchsbauen; oder man fängt ihn in sogenannten Berliner-Eisen; oder vertilgt ihn durch Vergiftung mit klein geraspelten Krähenaugen, die man in Hühnereyer füllt.

Den Fuchsfang mit dem Eisen pflegen manche nur im Winter; inzwischen kann man ihn auch im Sommer und oft mit besserem Erfolge fortsetzen, nur mit einer ganz andern Witterung und Stellung des Eisens, wie hier beschrieben werden soll.

Die Sommerwitterung besteht bloß aus reinem Schweinfett, welches man in einem neuen noch nicht gebrauchten thönernen Reindel, ohne das Fett anzubrennen oder braun zu färben, bei gelindem Feuer zerläßt, und auf ein halb Pfund, eine gute Hand voll rein abgepflückter Blätter vom Katzenkraute, oder dem sogenannten Marum verum streut, wenn das Fett auf dem Reindel zerlassen ist, welches man dann kalt werden läßt. Ein schicklicher Platz wird ausgesucht, wo man das Eisen legen will; der Rasen nach der Form des Eisens für die Ru-

then und Federn ausgeschnitten, und den Ausschnitt muß man einige Tage auswittern lassen. Sodann wird das Eisen mit der gemachten Witterung überstrichen, in den Ausschnitt gelegt, und mit Kohlengestibe, oder Ameisenhaufen überstreut, somit das Eisen überdeckt; (die Bedeckung mit Kohlengestibe ist die Beste, die man nur haben kann, nur da, wo man keine bekommen kann, nehme man Ameisenhaufen) hierauf nimmt man eine braune seidene Schnut, welche man mit der Witterung vollkommen bestrichen hat, hängt solche am Drücker im Schloße ein, zieht sie über das Eisen, und befestigt sie an einem hölzernen Pflock, so, daß sie ein oder zwei Zoll über dem Eisen gespannt bleibt; in die Mitte werden etwas frische Katzenkrautblätter eingestreut. Der Fuchs wittert solches von weitem, geht zum Platze und wälzt sich gern darauf, wodurch er die Schnur niederdrückt, das Eisen aufschnellt, und sich fängt. Obgleich der Fuchs zum Geschlecht der Hunde gerechnet wird, so ist es doch sonderbar; daß ihm dieses Kraut eben so erquickt, wie die Katzen.

Da jedoch die Beischaffung namentlich des Berliner Fuchseisens, kostspielig ist, und das Fangen vieles Nachsehen und Vorbereiten bedarf, auch manchmal, und nicht selten, die Eisen gestohlen werden; so ist die Vertilgung der Füchse durch nachfolgendes Mittel vielleicht mehr zu empfehlen und wirksamer als das Einfangen mit Eisen; vorausgesetzt, daß man auf den Balg des

Fuchses keinen Werth setzt. Krähenaugen werden mit einer stählernen Holzraspel, indem man sie in einen Schraubstock oder Feilenkloben einzwängt, zu feinem Pulver geraspelt und dieses Pulver zum weitern Gebrauch aufgehoben. Im Winter sobald man Füchse im Revier spürt, die man wegen Versprengung des übrigen Wildes, nicht schießen will, nehme man Katzenkraut-Blätter, rein abgepflükt vom Stengel, eine Hand voll, rohe oder frische Butter vier Loth, Kampfer acht Gran, Bibergeil vier Gran, Anisöhl ungefähr zehn bis zwölf Tropfen; die Butter wird in einem neuen Reindel auf gelindem Kohlenfeuer zerlassen, die Blätter hineingethan, und die Butter, ohne daß solche anbrenne, erhitzt; ist die größte Hitze sodann verflogen, so thut man den Kampfer und den Bibergeil, beide fein gestoßen, und zuletzt das Anisöhl dazu, gießt alles in ein reines Glas, bedeckt es mit einer Blase und bindet es fest zu. Will man es gebrauchen, so nehme man viermal so viel frische Butter, als Witterung aus dem Glase genommen wurde, zerlaße solche auf dem Reindel, auf welchem die Witterung gekocht war, und nehme Schnitzel von Schöpsenfleisch, oder aus den Schlegeln einer Katze, ungefähr in der Größe eines Thalers und halte solche bereit; ist die Butter erhitzt, so gebe man die Witterung hinein und sogleich nach den Zergehen die Fleischschnitzeln; sind diese zwei Minuten darin gewesen, so werden sie sammt dem Reindel vom Feuer weg, ein Schnittchen nach den andern her-

ausgenommen und jedes mit dem Pulver von Krähenaugen bestreut, doch so, daß ungefähr zwei Gran Pulver auf ein Fleischschnitt kommen. Diese wickle man dann in Röllchen oder kugelförmig ein, binde sie mit einem dünnen Faden, der in der Witterung eingeschmiert war, zusammen, lege diese Röllchen oder Kugeln vor die Fuchsschleife oder auf die Fuchswechsel, wo sie begierig aufgesucht und verzehrt werden. Ein Fuchs, der davon genossen hat, stirbt nach Verlauf einiger Minuten. Man gibt dem Fuchse diese Kost vorzüglich im Jänner hin, und nicht selten wird eine ganze Familie vertilgt. Dieses Mittel ist vorzüglich da zu empfehlen, wo man eine lässige Nachbarschaft hat, die die Füchse gewissermassen heeget.

Nach meiner Erfahrung verbreiten diese so vorbereiteten Fleischkugeln eine fürchterliche Verheerung unter den Füchsen, nur ist der Nachtheil damit verbunden, daß sie selten gefunden werden, da sie sich im Walde oder in Schleifen verkriechen; inzwischen wird dieser Nachtheil hundertfach beim edlen Wild eingebracht und der Jäger ist dem beschwerlichen Nachsehen beim Eisenfang überhoben. Diese Witterung kann man auch im Sommer anwenden, wenn man solche auf die bekannten Fuchswechsel legt.

Die Bälge von solchen eingegangenen Füchsen sind beim Kürschner in schlechtem Rufe und lassen sich schwer ausarbeiten. Mit Hunden muß man sich hüten die Gegenden zu besuchen, wo auf Füchse

gelegt worden ist, weil man sie ebenfalls verlieren würde, sobald sie ein Stück davon verzehren.

Die Kirrung des Fuchses im Winter, auf das Aas, ist fast jedem Jäger bekannt und ist bloß in hochgebirgigen Waldungen anwendbar, wo der Fuchs im strengen Winter manchmal eine sehr magere Tafel halten muß. Man erreicht selten seinen Zweck dabei, und nach vielen schlaflosen Nächten werden kaum zwei oder drei geschossen. Die Füchse ziehen sich im Winter mehr in die Feldfluren und zu Dörfern und nehmen nur in der größten Noth das Aas zur Nahrung an.

Es gibt bei uns nur zweierlei Arten von Füchsen, die sich nur darin unterscheiden, daß der eine auf der Ruthe eine schwarze Spitze und den vordern Theil auf den Läufen schwarz gebrennt hat und Brandfuchs heißt; der andere aber, mit einer weißen Spitze an jener Stelle und lichtern Vordertheilen der Läufe, Birkfuchs genannt wird; jedoch sind ihre Tugenden und Laster im Allen gleich.

Der Fuchs ist im Stande, bei gehöriger Ruhe sich stark zu vermehren; eine Füchsin wirft gewöhnlich vier, acht, zuweilen auch wohl zwölf Junge und ernährt sie auch.

Die Jungen ranzen schon wieder im künftigen Jahre. Man hat Beispiele, daß man von einem Paar Füchsen, in drei Jahren, acht und vierzig Junge erhalten hat.

Er schadet in der Wildbahn Allem, dessen er nur habhaft werden kann; auch junge Rehe, Hirsch-

kälber und Frischlinge werden von ihm nicht verschont. Und wenn zwei Füchse sich vereinigen, erjagen sie gemeinschaftlich ein Reh. Wenn er im Frühjahr dann und wann eine Maus oder einen Maulwurf fängt, und dergleichen kleine Thiere oft ganz lebendig trägt, so bringt er solche gewöhnlich seinen Jungen zu, um ihnen den ersten Unterricht im Fangen zu ertheilen.

Der Marder.

Es gibt, wie bekannt, zweierlei Arten Marder, 1. der Baum- oder Edelmarder, der in hohlen Bäumen wohnt und eine gelbe Kehle hat; 2. der Stein-Marder, der eine weiße Kehle hat und in alten Mauern, unter Dächern, Heu- und Holzschobern wohnt, wo er des Tages schläft, in der Nacht aber dem Raube nachgeht. Beide ranzen im Monat Februar, und nach neun Wochen wirft das Weibchen drei bis fünf Junge, welche neun Tage blind sind. Der Marder bemächtigt sich alles dessen, was er überwältigen kann, auf der Erde so wie auf dem Baume; zahmes und wildes Geflügel, Eier, junge Vögel, Hasen und auch Mäuse, alles Stein-Obst, und in der Noth Vogelbeeren, dienen ihm zur Nahrung. Beide Arten sind nicht so listig wie der Fuchs und daher leichter zu fangen. Man bedient sich zu ihrem Fange der Prügelfallen und der Tellereisen. Im Winter werden sie im neuen Schnee mit Garnen umstellt, gefangen und todt gedrückt. Ihres theuern Balges

wegen, werden sie häufig aufgesucht und getödtet, so wie ihres großen Schadens wegen, in Häusern und Dörfern, wo man ihnen nur beikommen kann.

Der Iltis.

Er ist in der Wildbahn so schädlich wie in der Hauswirthschaft; er ist im Walde, in Feldfluren und in Gebäuden anzutreffen; erwürgt in der Nacht junge Hasen, Rebhühner, er säuft die Eier aller Art aus; das Hausgeflügel, die Fische in den Bächen, die Krebse, Frösche, Kaninchen, Tauben und selbst auch Bienenstöcke greift er an. Sie ranzen im Februar, und das Weibchen wirft sechs bis acht blinde Junge. Ihre Ausrottung oder Verminderung ist gleichfalls nicht schwer, sie gehen leicht in Prügelfallen, in Tellereisen, und ein mittelmäßig starker Hund würgt sie todt. Sein Winterbalg wird gut bezahlt, und seine Ruthe gibt die besten Haare für Zeichen- und Mahler-Pinsel, besonders die an der Spitze. Sein Aufenthalt sind auch die Gestade von tiefen Bächen, besonders im Winter. Seines großen Schadens wegen, den er in der Wildbahn anrichtet, verdient er auch keine Schonung.

Das Wiesel.

Von diesen Raubthierchen giebt es zwei Arten, das groß e Wiesel, der Hermelin genannt, und das kleine Wiesel; beide Arten sind bei uns hinlänglich bekannt; der erstere haaret gegen

den Winter sich weiß aus, hat die Hälfte der Ruthe schwarz, im Sommer aber hat er eine rothbraune Farbe, weiße Kehle und Bauch, und die halbe Ruthe schwarz wie im Winter. Das kleine Wiesel ist von derselben Farbe, nur hat es kein schwarzes Zeichen an der Ruthe, wie der Hermelin, und im Winter keine andere Farbe. Sie ranzen im Februar und bringen vier höchstens sechs Junge blind zur Welt; sie halten sich in Steinhaufen und Feld-Terassen gern auf. Der Winterpelz des großen Wiesels wird sehr geschätzt und vom Kürschner gut bezahlt. Beide Arten schaden der Wildbahn dadurch, daß sie im Felde den Rebhühnern, Lerchen und Wachteln die Eier aussaufen, und selbst auch alte Hasen werden von ihnen erwürgt, sie beschleichen ihn, springen auf ihn zu, und beißen ihn so lange in das Genick, bis er stirbt und saugen ihm sodann den Schweiß aus. Findet das Wiesel einen Satz von jungen Hasen aus 2 bis 5 Stück bestehend, so erwürgt es alle. Obgleich sie auch die Mäuse verfolgen, so ist der Schaden, den sie anrichten, immer bedeutender und sie verdienen daher keine Schonung. Man fängt sie mit Hunden, in Prügelfallen, oder schießt sie todt.

Der Dachs.

Dieses träge Thier findet sich heut zu Tage seltner als vordem und ist bei weitem nicht so schädlich als der Fuchs, jedoch frißt er alle Eier der Auer- und Birkhühner, so wie auch alle jungen

erst ausgebrüteten Waldvögel, deren er habhaft werden kann; seine Nahrung sind übrigens Eicheln, Bucheckern, Vogelbeeren, Holzbirn und Holzäpfel; ferner Mistkäfer und allerhand Würmer; er sucht Wespennester auf und nimmt den Honig weg. Sehr selten findet man das Männchen mit dem Weibchen in Gesellschaft, nur wenn sie ranzen, welches gewöhnlich Ende October geschieht. Ende oder Anfangs Februar wirft das Weibchen drei auch vier Junge. Sie halten sich in eigenen Dachsbauen auf, die sie in Felsen anlegen; im Monat November sind solche am fettesten und man geht ihnen gewöhnlich um diese Zeit nach, um sie zu fangen. Es gibt zweierlei Dachse; den Schwein-Dachs, der gewöhnlich der fetteste ist, und den Hund-Dachs, welcher weniger fett wird. Der Schwein-Dachs hat einen stärkern gelblichen Kopf, kürzere Nase; der Hund-Dachs aber hat einen weißen Kopf und Kehle, mit spitzig zulaufender Nase. Ein im Monat October gefangener Schwein-Dachs, hat mehrmal zwölf bis vierzehn Seidel Fett gegeben. Der Schwein-Dachs gebraten gibt zugleich sehr gutes Wildbret und das Fett ist für verschiedene Gebrechen heilsam, gibt auch eine sehr gute Grundlage zur Schönheits-Pomade für das schöne Geschlecht. Man fängt die Dachse in Prügelfallen, Tellereisen und im Netz; oder sie werden auch ausgegraben und mit Hunden gefangen. Auf dem Anstande ist er, wegen seiner Vorsicht, die er gebraucht, sehr schwer zu schießen; das

mindeste was ihm fremd zu sein schein, macht, daß er einen andern Ausgang wählt. Da der Dachs nur immer in der Nacht ausgeht, und dann nur, wenn es finster, und der Mond aufgehört hat zu scheinen, so ist es ein seltener Fall, daß man ihn auf den Anstand erwartet; sicherer fängt er sich in voraus eingerichteten hölzernen Prügelfallen, die man dann aufstellt, wenn man ihn fangen will. Der Dachs ist heut zu Tage nicht sehr verbreitet, und da er überdieß nicht so schädlich ist, so wird er auch nicht mit der Anstrengung wie der Fuchs verfolgt, sondern man benützt ihn mehr wegen seines Fettes und des Balges, (der Schwarte) als daß man ihn wegen seines wenigen Schadens, den er der Wildbahn anthut, ganz ausrotten sollte; welches beim Dachse leichter als beim Fuchse geschehen kann.

Der Igel

steht zwar auch von jeher auf der Liste der schädlichen Thiere, aber er verdient, daß man ihn gänzlich davon wegstreiche. Nur in Fasangärten im Frühjahre kann er Schaden an Fasan-Eiern machen, sonst aber ist er dem Menschen mehr nützlich als schädlich, da er Feldmäuse, Frösche, Schnecken, Mistkäfer, Regenwürmer, zur Nachtzeit fängt, und sich davon nährt.

Seine Vermehrung geschieht ohnedieß sehr langsam und gewöhnlich wirft das Weibchen höchstens vier Junge im April. Sie ranzen im Februar.

Es gibt zweierlei Arten von Igeln; den Schweins-Igel, mit dem langen Schweinsrüssel, und den Hunds-Igel mit der stumpfen Nase. Ersterer ist überaus fett im Spätherbste und wird von Manchen als Leckerbissen gegessen. Sein Fett liefert gleichfalls wie das Dachsfett eine vortreffliche Schönheits-Pomade für die Damen, vorzüglich mit gewissen Zusätzen gegen die Sommersproßen und Hautsinnen; er macht die Haut außerordentlich weiß und zart. Wüßte dieses manche Dame, man würde mehr auf ihre Vermehrung antragen, als auf ihre Verminderung; aber auch diesen Nutzen beseitigt, so hat man keine wichtigen Gründe um ihn mit Eifer zu verfolgen.

Der Hamster

ist ein mehr dem Getreidebau schädliches Thier und weniger nachtheilig der Wildbahn. Er ist nicht so ausgebreitet wie das Wiesel, und wird entweder von Hunden erwürgt, oder geschossen; ein solcher Brodfeind darf nicht geduldet werden.

Das Eichkätzchen oder Eichhorn.

Dieses lustige Thierchen macht wohl manchmal beträchtlichen Schaden an Tannen-, Kiefer- und Fichten-Samenzapfen, wenn sie sich stark vermehrt haben, was gemeiniglich geschieht, wenn ein paar gelinde Winter nacheinander folgten und wenige Edelmarder da sind; aber ein einziger starker Winter bringt wieder viele um. Sie haben dage-

gen die gute Eigenschaft, daß sie die Eicheln zur Zeit der Reife hin und her spielend vertragen, die dann aufkommen und gemischte Holzbestände bilden, daher man sie billig schonen sollte.

Der Haushund und die Hauskatze können der Wildbahn eben auch sehr gefährlich werden.

Ersterer lernt leicht im Felde jagen, fängt die jungen Hasen und versprengt die alten. Oft jagen zwei Hunde in Gesellschaft und treiben dieß Geschäft stumm, ohne Laut zu geben, was um so nachtheiliger ist, weil sodann dieses unbefugte Jagen schwer zu entdecken ist, gerade wie das Schlingenstellen.

Die Katze darf eben so wenig, wie der Hund auf den Feldern gelitten werden.

Wir kommen nun zu den vorzüglichsten Raubthieren.

Der Adler.

Von diesen gibt es mehrere Arten, die aber hier zu Lande selten sind und nur dann und wann zufällig erscheinen.

Der Geier.

Von diesen gibt es dreierlei Arten, der Goldgeier, auch Lämmergeier genannt, ist der größte Raubvogel in Europa; sein Wohnort ist in der Schweiz und in Tyrol, er kommt nicht zu uns

Der Haſengeyer iſt auch ſelten bei uns. Der gemeine Geyer, hat einen bläulichten kahlen Nacken und einen wolligen herzförmigen Halskragen; das Weibchen iſt größer als das Männchen; er wohnt gern in gebirgigten Hochwaldungen, iſt bei uns bekannter, wird aber auch immer ſeltener.

Der Habicht oder Falke.

Von denen gibt es folgende Arten:

a) Der rauhbeinige Falke, ſelten bei uns.
b) Der Fiſchaar, Fiſchadler, Rohrfalke, weisköpfige Blaufuß genannt, auch ſelten bei uns.
c) Der Buſſard, Mäuſefalke, Unkenfreſſer; wird zuweilen angetroffen.
d) Die Gabelweihe, Weichfalke, Stößer; niſtet bei uns.
e) Die Roſtweihe, ebenfalls ſehr bekannt.
f) Der Bleifalke; blauer Habicht, ein ſehr bekannter Raubvogel. Dieſer verändert ſeine Farbe in den erſten 3 Jahren, dreimal, und hat auch nach dieſen Farbenänderungen ſeinen Namen. Im erſten Jahre iſt er röthlich grau gewäſſert und hat am Unterleibe auf ſchmutzig-weißem Grunde, bräunliche Streifen. In dieſer Montur heißt er Terſch. Im zweiten Jahr iſt der Grund des Unterleibes lichter und die Streifen brauner, dann heißt man ihn gewöhnlich Martin. Endlich im dritten Jahre bekommt er ſeine bläulich-graue

Farbe und heißt der blaue Habicht. Er raubt Rebhühner, Wachteln, Lerchen, Tauben, Fasanen und junge Hasen; er fliegt nicht gern hoch, aber sehr schnell und ist äußerst vorsichtig, weßhalb er schwer zu schießen ist. Er nistet bei uns in Hochwaldungen, an hohen strupichten Tannen; legt gewöhnlich vier Eier.

g) Der schwarze Falke, schwarze Hühnerweihe, gleichfalls bekannt.

h) Der Wespenfalke, Bienenfresser, selten bei uns anzutreffen.

i) Der Stockfalke; Taubenfalke, auch großer Habicht genannt; auch so bekannt wie der blaue Habicht.

k) Die Lannette; oder der Schwimmgeyer, wolliger Falke, ist bei uns äußerst selten.

l) Der Bergfalke, Wanderfalke, auch selten.

m) Der Blaufuß oder Schlechtfalke, desgleichen.

n) Der Geierfalke, große Falke, ebenso.

o) Der Thurmfalke, Kirchenfalke, auch rother Sperber genannt, allgemein bekannt.

p) Der gemeine Falke, Lerchenfalke, Stoßfalke, allgemein bekannt, und wird zum Lerchenfang verwendet.

q) Der Sperber, sehr bekannter Raubvogel.

r) Der Merling, desgleichen, wird auch kleiner Rothfalke oder Sperber genannt.

Die Elster auch Aglaster genannt, die Krähe, die Dohle, der Rabe, der Neuntödter oder Würger mit vier Arten, sind auch auf der Liste des schädlichen Federwildes.

In den Schußlohnsregistern der Jäger vom schädlichen Federwild, ist die Abtheilung gewöhnlich kürzer; als Hühnergeyer, Stockgeyer, Fischreiher, Habicht, Sperber, Krähen, Aglaster, Neuntödter, von welchen jeden eingelieferten Stück ein angemessenes Schußlohn festgesetzt ist.

Die sämmtlichen Raubvögel haben größtentheils die Eigenschaft, daß sie sich gern auf dürre Baumäste oder Bäume setzen, um von da eine freie Aussicht zu haben und jedem Anfall ausweichen zu können; man bedient sich dießfalls der Eisen-Stangen mit guten Vortheil, die man auf solche dürre Aeste befestiget. Dergleichen Vorrichtungen sind aber nur in Fasangärten und in Remisen anwendbar; in Hochwäldern verfolgt man sie mit der Schrotflinte, und wenn man ihre Nester erspähet hat, trachtet man das Weibchen und Männchen zu erlegen und nimmt die Jungen oder die Eier aus; für welche auch eben so viel Schußlohn bezahlt wird, wie für die Alten.

Der Uhu, (Buhu) welcher bei uns horstet, wird größtentheils geheegt, weil durch denselben anderes schädliches Federwild an der Uhuhütte geschossen wird, welches, wie bekannt auf ihn stößt.

Farbe und heißt der blaue Habicht. Er raubt Rebhühner, Wachteln, Lerchen, Tauben, Fasanen und junge Hasen; er fliegt nicht gern hoch, aber sehr schnell und ist äußerst vorsichtig, weßhalb er schwer zu schießen ist. Er nistet bei uns in Hochwaldungen, an hohen strupichten Tannen; legt gewöhnlich vier Eier.

g) Der schwarze Falke, schwarze Hühnerweihe, gleichfalls bekannt.

h) Der Wespenfalke, Bienenfresser, selten bei uns anzutreffen.

i) Der Stockfalke; Taubenfalke, auch großer Habicht genannt; auch so bekannt wie der blaue Habicht.

k) Die Lannette; oder der Schwimmgeyer, wolliger Falke, ist bei uns äußerst selten.

l) Der Bergfalke, Wanderfalke, auch selten.

m) Der Blaufuß oder Schlechtfalke, desgleichen.

n) Der Geierfalke, große Falke, ebenso.

o) Der Thurmfalke, Kirchenfalke, auch rother Sperber genannt, allgemein bekannt.

p) Der gemeine Falke, Lerchenfalke, Stoßfalke, allgemein bekannt, und wird zum Lerchenfgng verwendet.

q) Der Sperber, sehr bekannter Raubvogel.

r) Der Merling, desgleichen, wird auch kleiner Rothfalke oder Sperber genannt.

Die Elster auch Aglaster genannt, die Krähe, die Dohle, der Rabe, der Neuntödter oder Würger mit vier Arten, sind auch auf der Liste des schädlichen Federwildes.

In den Schußlohnsregistern der Jäger vom schädlichen Federwild, ist die Abtheilung gewöhnlich kürzer; als Hühnergeyer, Stockgeyer, Fischreiher, Habicht, Sperber, Krähen, Aglaster, Neuntödter, von welchen jeden eingelieferten Stück ein angemessenes Schußlohn festgesetzt ist.

Die sämmtlichen Raubvögel haben größtentheils die Eigenschaft, daß sie sich gern auf dürre Baumäste oder Bäume setzen, um von da eine freie Aussicht zu haben und jedem Anfall ausweichen zu können; man bedient sich dießfalls der Eisen-Stangen mit guten Vortheil, die man auf solche dürre Aeste befestiget. Dergleichen Vorrichtungen sind aber nur in Fasangärten und in Remisen anwendbar; in Hochwäldern verfolgt man sie mit der Schrotflinte, und wenn man ihre Nester erspähet hat, trachtet man das Weibchen und Männchen zu erlegen und nimmt die Jungen oder die Eier aus; für welche auch eben so viel Schußlohn bezahlt wird, wie für die Alten.

Der Uhu, (Buhu) welcher bei uns horstet, wird größtentheils geheegt, weil durch denselben anderes schädliches Federwild an der Uhuhütte geschossen wird, welches, wie bekannt auf ihn stößt.

Der Besitzer einer Wildbahn, wird immer besser daran seyn, wenn er den Schußlohn dieser schädlichen Thiere reichlich bestimmt, als wenn er denselben karg zuweiset; die fleißige Abschießung und Einfangung ist gewöhnlich die Folge davon und in einigen Jahren vermindern sich die Raubthiere und die Auslagen darauf, dagegen vermehrt sich das edle Häar- und Federwild.

Um Unterschleife dagegen zu verhüthen, ist es besser, wenn die Bälge vom Haarwild, und die Fänge und Schnäbel vom schädlichen Federwild, monatweise abgeliefert werden.

Unter den schädlichen Vögeln hat man auch in ältern Zeiten, und noch bis jetzt, hier und da, wo man keine bessere Ansicht hat, die Spechtarten gezählt, deren es bei uns dreierlei gibt; so auch den Wiedehopf, den Nußheher, den Kukuk und die Nachteulen. Allein in forstwirthschaftlicher Hinsicht sollte man diese Vögel gerade hägen und zu vermehren trachten. Der Specht vermindert viele Insekten, die den Waldbäumen nachtheilig werden; eben so der Wiedehopf; der Nußheher verpflanzt die Eicheln mit ungemeinem Fleiße, und die Nachteulen verzehren eine Menge Mäuse und Nachtvögel; man soll daher mehr auf ihre Vermehrung als Verminderung bedacht seyn.

Die Krähe frißt manches Rebhühnerei, manchen jungen Hasen und Fasan; dagegen aber

vertilgt sie viele Maikäfer, Mäuse, und andere Insekten und Gewürme, in Feldern wie in Wäldern, und man sollte sie in dieser Rücksicht gleichfalls schonen, da ohnehin die Baummarder gegen ihre allzugroße Vermehrung schon Sorge tragen, indem sie die Jungen und die Eier im Neste der Krähen verzehren; von den Fasangärten kann man sie sehr leicht abhalten.

Die Dohle verdient noch mehr Schonung wie die Krähe, da solche der Wildbahn am wenigsten schadet; im Ganzen genommen schadet das Raubfederwild weniger der Wildbahn als die vierfüßigen Raubthiere, wenn man den Habicht, als den schädlichsten, einmal recht vermindert hat; auch sind für das meiste Raubgeflügel im Winter die Krähenaugen zur Vertilgung sehr anwendbar.

II. Kapitel.

Vermehrung des Wildes durch künstliche Aufzucht.

a. Haarwild.

Das edle Haar- und Federwild kann man in einer Wildbahn durch künstliche Aufzucht und durch verschiedene künstliche Anlagen in der Ver-

mehrung begünstigen und verschiedenes dermal nicht mehr vorhandenes Haar- oder Federwild wieder in die Wildbahn bringen. Wie das anzufangen, soll im gegenwärtigen Kapitel abgehandelt werden; der Anfang wird hier mit den Edel- oder Hochwild gemacht.

Der Edel-Hirsch.

Hat man in seiner Wildbahn kein Edelwild, und sind die Waldungen darnach beschaffen und von dem Umfange, welches halten zu können, so verschaffe man sich einen Hirsch und fünf oder sechs Wildstücke; die zum ersten Anfang genügen. Man fängt sie mit Netzen ein, zwingt sie in Verschläge und führt sie an die Stelle, wo man sie haben will, wo sie alsdann in einen kleinen Thiergarten, im Herzen des Waldes, gebracht, und 1 bis 2 Jahre darin gelassen werden müssen, um einzugewöhnen und einige Kälber zu setzen, dann macht man ihnen an einigen Orten, am besten im Winter, den Thiergarten auf, damit sie hinaus wechseln können, und täglich zur Schütt auf das Rufen wieder kommen. Ist aber das Hochwild schon da, so kann durch eine ordentliche Heegung seine Vermehrung begünstigt werden.

Aber wie weit soll die Vermehrung gehen, und wie zahlreich muß ein Stamm von diesem Wilde seyn, wenn man die goldene Mittelstraße wandeln will?

Bekanntlich richtet das Hochwild beträchtlichen Schaden an, in den Wäldern, so wie in den Feldern, und jede überladene Wildbahn schadet mehr als sie Nutzen bringt; ein mittelmäßig bestehender Stamm von Edelwild aber, ordentlich eingestammt und behandelt, bringt Nutzen, macht Vergnügen, und der Schade, den es durch seine Nahrungsart thun muß, wird unbedeutend.

Rechnet man auf ein Stück Edelwild im Durchschnitt achtzig Joch Waldfläche als mittelmäßigen Bestand des Wildes an, so ergiebt sich, daß eine Waldfläche von zehn Tausend Joch im Zusammenhange, wenn sie mittelmäßig mit Hochwilde bestammt seyn soll, ein hundert fünf und zwanzig Stück Wild erfordert.

Aber wie muß dieser Stamm in sich selbst geordnet seyn, damit er den gehörigen Nutzen durch seine Vermehrung geben könne? Der Besitzer will z. B. in der Folge lauter zehnendige und jagdbare Hirsche von dieser Wildbahn abnehmen, wie müssen die einzelnen Glieder des ganzen Stammes in richtigen Geschlechts- und Alters-Verhältnisse zu einander stehen? Man weiß, daß ein starker Hirsch in der Brunftzeit zehn bis fünfzehn Thiere beschlägt, *) man darf daher nicht mehr Hirsche als Thiere haben, aber zu viel Thiere sind auch nicht gut, weil sie nicht alle beschlagen werden können.

*) belegt, bespringt.

merksam auf das Wild, wenn es in Rudeln, auf die Weide, zum Wässern, im Winter in die Holzschläge, in Neuen (Schnee) und an die Heuschober geht, so kann man immer die Zahl, das Alter und das Geschlecht, so bestimmt als nothwendig ist, erkennen und angeben. Ein gutes Fernrohr wird dem Jäger noch verschiedene andere wichtige Dienste leisten, wenn er sich dessen bei Heegung seines Reviers bedient.

Hat man z. B., nach abgezählten Stamm des Wildes, im Walde folgenden Stand gefunden; als:

57 Stück alte Thiere.
30 — Schmalthiere.
25 — Wildkälber.
23 — Hirschkälber.
15 — Spießer.
13 — Gabler.
10 — Sechsender.
3 — Achtender.
5 — Zehnender,

zusammen ein Hundert ein und achtzig Stück Wild, und man will nur einen Stamm von 125 Stück halten, wie viel Stücke und welche sind dann zu heegen und welche abzunehmen? In dieser Anzahl sind 56 Stück im Ganzen zu viel; dagegen aber bei den alten Thieren um 4 Stück zu wenig, bei den Schmalthieren um 22 Stück zu viel; aus dieser Klasse müssen 4 Stück für die alten Thiere ersetzt werden, und 18 Stück sind abzuschießen; von

den Wildkälbern sind 17, von den Hirschkälbern 15, von den Spießern 7, von den Gablern 5, von den Sechsendern 2, von den Achtendern nichts und von den Zehnendern 5, zusammen 69 Stück abzuschießen. Im zweiten Jahre wird man die 3 Hirsche, so vormal achtendig, nun zehnendig sind; ungefähr 8 Stück gelte Thiere und ungefähr 37 Stück überflüßige Hirsch- und Wildkälber, zusammen 48 Stück, abzuschießen haben. Das dritte Jahr wird man 8 Stück zehnendige Hirsche, 8 Stück alte gelte Thiere und ungefähr 37 Kälber, zusammen 53 Stück Wild, abnehmen, und man wird von jetzt an, diesen Ertrag jährlich von diesem Stamme nachhaltend haben können.

Nach diesem Beispiel läßt sich jede beliebige Zahl von Stammwild in Ordnung bringen, wenn der Flächenraum der Waldungen, die Zahl des gegenwärtigen Stammwildes und dessen Alter und Geschlecht bekannt ist.

Wird diese Behandlungsart des Edelwildes in Forsten eingeführt, so gibt dasselbe mehr Nutzen als ein Wildstamm, welcher nur nach dem Ungefähr benutzt wird und wo man sich überhaupt an keine Regel bindet.

Nimmt man an, daß ein Hirsch von zehn Enden im Durchschnitte 150 Pf. wiegt, ein Thier ebenso 110 Pf., ein Kalb 30 Pf., so ergibt sich 3190 Pf. an Wildbret, sammt Decken und Geweih, das Pfund Wildbret, in diesem Falle dem Rindfleisch gleichgeschätzt, zu 4 Kreuzer Silbermünze

verwerthet, gibt 212 Gulden 40 Kreuzer zum jährlichen Ertrage, und rechnet man 25 p. Cent. Abschlag auf Fütterung im Winter, Salzlecken und Schußlohn, so bleiben an reinen Ertrag 139 Gulden 30 Kreuzer, oder ein Kapitalwerth von 3190 Gulden.

Daß man hier 80 Joch Waldfläche, für ein Stück Wild im Durchschnitte, annahm, kann bloß für jene Waldgründe gelten, die zum Graswuchse geneigt sind und größtentheils mit Hochwald bewirthschaftet werden. Sandiger und magerer Waldboden aber, ist dem edlen Wilde nicht zuträglich, und man müßte, in diesem Falle, das Doppelte für ein Stück in Rechnung nehmen.

Die Behandlung des Edelwildes in Thiergärten, wird in einem eigenen Kapitel abgehandelt, wo von der Anlegung der Thiergärten die Rede seyn wird.

Das Dammwild

wird bei uns in freien Waldungen nicht geheegt, sondern größtentheils in eigenen Gärten, welche man Dändlgärten nennt; zuweilen wird es mit den Edelwild in größern Thiergärten zugleich gezüchtet; dieß ist aber nicht gut, besonders dort nicht, wo der Thiergarten schon mit den Edelwild übersetzt ist. Nach mehrjähriger Beobachtung vertragen sich beide Wildgattungen schlecht mit einander, und obgleich sie Gemeinschaft mit einander pflegen, weil sie sich nicht ausweichen können, so sieht man

im Winter beim Heufüttern, daß der Edelhirsch dem Dammschaufler von gleichem Alter eher weicht, als daß er sich mit ihm in einen Kampf einläßt, sobald der Dammbock nur die geringste Miene zum Kampfe macht. Sie sind sehr gefräßig, nehmen aber auch mit schlechtern Futter vorlieb; sie werden sehr feist, und ihr Wildbret ist besser als das vom Rothwild. Noch besser ist die Decke, welche das beste Leder zu Beinkleidern und Handschuhen gibt.

Das Edelwild ist nicht so gut im Wildbret, wenn es mit dem Dammwild vereinigt leben muß, das ist nach der Erfahrung bewährt, wenn man gleich noch viele Einwendungen dagegen aufführen hört; es ist daher besser, wenn man das Dammwild für sich und das Hochwild auch für sich in eigenen Thiergärten hegt, denn das Dammwild nimmt für sich Besitz der bessern, süßern Weide, und beschränkt das Edelwild auf das schlechtere saure Gras.

Die Ordnung der Einstammung nach dem Geschlecht und Alter ist ganz wie bei dem Edelwild zu beobachten, ihre Vermehrung ist ebenso, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß eine Dammgeiß eher zwei Dammkitzen setzt, als ein Edelthier zwei Kälber; und ihre Brunftzeit gewöhnlich um vier Wochen später als die des Edelwildes hält. Das Mehrere hiervon wird bei Anlegung der Dändelgärten noch weiter berührt werden.

Das Rehwild.

Dieses Wild wird noch reichlich angetroffen, und sollte auch in keinem etwas beträchtlichen Walde fehlen, aber in mittelmäßiger Anzahl, wie es hier im Allgemeinen zur Grundlage angenommen ist. Dieses Wild ist eins der genügsamsten; selbst im rauhen Winter, wenn es nichts mehr hat, als ein wenig Wasser und Baum-Moos, hält es aus. Die Vermehrung geschieht ziemlich geschwind; eine alte Rieke bringt oft mehrmal hinter einander zwei Rehkitze, die schon wieder oft im zweiten Jahr tragend werden.

Wo noch kein Rehwild bestanden hat, überträgt man eine alte Rieke und einen Rehbock ins Revier, oder noch besser, eine alte Rieke und zwei oder drei Schmalrieken, und läßt solche in der ruhigsten sonst angemessenen Waldgegend frei.

Wer ein bestimmtes Wald-Areale bloß mit Rehwild mittelmäßig heegen will, der dürfte das Mittel treffen, wenn er auf 30 Joch Waldfläche ein Stück Rehwild rechnet. Zum Beispiel, in den hier angenommenen zehntausend Joch, kämen daher 333 Stück zum Stammwild zu halten.

Das Rehwild lebt gern verträglich und Familienweise beisammen; zu einer solchen Familie gehören nachfolgenden Glieder, als:

1 Stück alte Rike (Rehgeiß)
1 Schmalrike (Schmalgeiß)
1 Kitzbock.

1 Schmalkitz.
1 Spießbock.
1 Gabelbock.
1 Kreuzbock.

Die innere Ordnung des Rehwildstandes in eben berührtem Beispiele, müßte nachfolgende seyn, als:

51 Stück alte Riken.
47 — Schmalthiere.
47 — Schmalkitzen.
47 — Kitzböcke.
47 — Spießböcke.
47 — Gabelböcke.
47 — Kreuzböcke;

zusammen 333 Stück Stammwild.

Davon können jährlich abgeschossen werden: 47 Stück Kreuzböcke und 5 Stück alte Geiße, zusammen 52 Stück.

Nimmt man ein Stück im Durchschnitte zu dreißig Pfund an, und doppelt im Werthe als das Edelwild, so bekömmt man ein Erträgniß von 1560 Pfund Wildbret, oder 208 Gulden, und die Unkosten, als Schußlohn und Salzlecken, mit 40 Gulden abgeschlagen, bleiben 168 Gulden als reiner Geldertrag für ein Jahr, und das Stammwild ist ein Kapital von 3160 Gulden werth.

Dort, wo man das Edelwild mit dem Rehwild zugleich auf seiner Wildbahn heegen will, muß von einer oder der andern Sorte abgebrochen werden, im vorliegenden Beispiel wäre ungefähr die Hälfte

vom Hochwilde genug, wenn man die ganze Einstammung des Rehwildes belassen würde. Das Rehwild lebt im Hoch- wie im Mittelgebirge, so wie auch in ebenen Waldflächen und in Niederungen; und mittelmäßig große Strecken von Büschen, die mit Feldern und Wiesen durchschnitten sind, dienen ihnen auch zum Aufenthaltsort, wo das Edelwild nicht Stand halten würde.

Das Rehwild liefert das gesündeste Wildbret, und wird gewöhnlich dem Edelwild vorgezogen. Der Rehbock kann zu jeder Zeit im Jahre ohne sonderlichen Nachtheil geschossen werden, und versieht die Küche stets, und auch dann mit Wildbret, wenn man von keiner andern Wildart welches haben kann.

Der Hase.

Nicht leicht dürfte man eine Gegend finden die so ganz von Hasen entblößt ist, daß man genöthigt wäre, solche anderwärts einzufangen und dort lebendig auszulassen; ausgenommen man wünschte ihre Vermehrung schneller in Stand zu bringen. Hat man in seiner Wildbahn zu wenig Hasen, so heege man einige Jahre lang jung und alt, und man wird seinen Wunsch erreichen. Die Hasen vermehren sich bei günstigen Jahrgängen ungemein schnell, und sind in großer und unverhältnißmäßiger Menge, dem Walde, so wie den Feldern schädlich. Will man hier auch die goldene Mittelstraße gehen und seine Wildbahn nur mittelmäßig mit Hasen bestammt haben, so dürfte im

Durchschnitt auf jede 60 Joch Felder, Wiesen und Hutweiden ein Stammhase hinlänglich seyn. Auf eine Quadratmeile kämen daher ein hundert sechs und sechzig Stamm-Mutterhasen; rechnet man von einer Häsin im Durchschnitte jährlich drei Junge, so wäre der Ertrag 498 Stück, und dieß dürfte für Feldfluren von gutem Boden nicht zu viel seyn; die Feldfluren hätten über den Sommer 664 Hasen zu ernähren, und es kämen auf jeden Hasen ungefähr dreißig Strich oder 15 Joch Flächen-Inhalt, wodurch der Schaden, den der Hase wegen seiner Nahrung anrichtet, mehr vertheilt und nicht zu bemerken ist.

Für einen zur gehörigen Zeit geschossenen und ausgewachsenen Hasen, bekömmt man 36 kr. Silber-Münze, daher für 498 Stück 298 fl. 48 kr., hievon das Schußlohn abgeschlagen mit 58 fl. 6 kr., bleibt zum reinen Ertrag 240 fl. 42 kr., und der Stamm ist ein Kapital von 4814 fl. werth.

In fruchtbaren Feldfluren siedelt sich der Hase lieber an, als in magern Böden, und so auch liebt er eine warme Gegend lieber, als eine rauhe und kalte.

Obgleich dieses Kapitel bloß der künstlichen Vermehrung und keineswegs der Werthschätzung des edeln Haarwildes gewidmet ist, so habe ich dennoch für nothwendig befunden, auch den Werth einigermaßen in Gelde zu berechnen, um daraus die Wichtigkeit einer guten Heegung mehr ersichtlich zu machen, die nur ein mittelmäßig in Anzahl, aber ge-

hörig geordnetes Stammwild auf einer Wildbahn von bestimmter Größe geben kann, ohne dem Feldbau, der Wiesen- und Obstbaumzucht und den Forsten nachtheilig zu werden; und es wird anschaulich, welch einen beträchtlichen Verlust sich ein Wildbahnsbesitzer selbst zufügt, wenn er die Wildbahn weit unter den mittelmäßigen Stand seines Stammwildes bringt.

Nach der voran gemachten nicht überspannten Berechnung, kommt beim Edelwild im Durchschnitte ein Stück auf 26 fl.; ein Stück Rehwild auf 9 fl., ein Stammhase auf 2 fl. im Kapitalswerth.

b. Federwild.

Der Auerhahn.

Dieser lebt gern in großen ruhigen Hochwaldungen, welche mit Bächen oder Flüssen durchschnitten sind. Sein Lieblingsaufenthalt ist jedoch gemischter Holzbestand; vorzüglich liebt er die Kiefer und Tanne, von deren Knospen, Nadeln und Zapfen er sich am meisten im Winter nährt; im Sommer sind die Preußels- und schwarzen Beeren mitunter seine Hauptnahrung. Bei sandreichen Bächen findet man ihn öfters, den weißen Kiesel und groben Quarzsand aufzunehmen und zu verschlingen; sein Magen ist dessen jederzeit voll, wie bei jedem andern Wilde und Hausgeflügel. Wo Auerhühner einmal waren, kann man mit Gewißheit schließen, daß man sie da wieder aufbrin-

gen könnte. Der Auerhahn läßt sich nicht anders als im Ei übertragen, daß heißt, man muß sich Eier aus Orten verschaffen, wo dieses Wild geheegt wird, sie im Walde ausbrüten und dann den Jungen freien Lauf lassen. Am besten kommt man damit zu recht, und kann des Erfolges sicher seyn, wenn man die Auerhühner-Eier legenden Birkhühnern unterschieben kann, welche solche statt ihren eigenen ausbrüten. Auch wilden Fasanen kann man sie unterlegen, nur pflegen diese gewöhnlich zu spät zu brüten; außer diesen legt man die Eier der Auerhühner, brütenden Truthühnern unter, und behandelt den Aufzug im Futter und Wartung wie die Fasanen; man lasse sie aber gleich in früher Jugend sammt der Truthenne in dichten jungen Waldbestand gehen, besonders wo Heidekraut ist, und gebe darauf vorzüglich acht, daß sie nicht durch zu vieles Herumführen krumm werden; sie sind in der Jugend träge und wenn sie sich gesättigt haben, liegen sie gern Stundenlang im Heidekraute, oder hohem Grase. Sobald sie jedoch ihrer Flügel mächtig werden, verlieren sie sich gern bald von der Truthenne und gehen allein ihrer Nahrung nach.

Die Auerhühner vermehren sich ziemlich geschwind, wenn das schädliche Raubgeflügel und die übrigen Raubthiere vernichtet werden. Die Henne legt gewöhnlich 6 auch 8 Eier, die sie in einen ganz nachläßig gemachten Nest ausbrütet, welches sie auf der Erde zwischen zwei Wurzeln von Fichten oder Tannen baut und mit Moos und etwas Laub bedeckt.

Ein Hahn versieht in der Balzzeit zehn bis fünfzehn Hühner, die sich um diese Zeit um ihn versammeln.

Dieser Vogel wird bei noch so starker Vermehrung, weder dem Walde noch den Feldfluren schädlich seyn, er bedarf keiner Unterstützung und verträgt jedes noch so harte Klima. Man sollte billig mehr auf seine Vermehrung bedacht seyn. Aber auch dann, wenn alles schädliche Haar- und Federwild ausgerottet wäre, so kann man ihre Vermehrung dadurch verhindern, wenn man ihre Stammhaltung nicht gehörig eingerichtet hat. Dieß geschieht dadurch, wenn man zu wenig oder zu viel Hähne in die Balzzeit kommen läßt; sind zu viele da, so werden die Hühner nicht belegt, oder die Hähne streichen sammt den Hühnern in fremde benachbarte Forsten; sind zu wenig da, so bleiben viele Hühner unbetreten, und ihre Eier bleiben gelte. Man muß daher fleißig Acht haben, gleich vor dem Anfang der Balzzeit, welche gemeinlich zwischen die Monate März und April fällt, daß nur die überflüßigen Hähne abgeschossen werden; es ist dieß freilich wohl eine etwas schwere Aufgabe, bei einen so scheuen wachsamen Vogel, wie dieser ist, die Stammhaltung einzubringen, und gewöhnlich bleiben mehr Hähne als nöthig sind. Man thut daher am besten, die alten Hähne möglichst zu vermindern, weil sie die jüngern nicht um sich leiden, die im Gegentheil viel verträglicher sind, und sich leicht auf einen kleinern Raum beschränken.

Da die alten Hähne früher in die Balz treten als die jüngern, so darf man nur die ersten sich meldenden abschiessen, um gewiß zu seyn, die alten Hähne zu vermindern, und den jüngern größern Spielraum zu geben.

Das Wildbret eines Auerhahns, wollen nicht alle feine Gaumen loben, und man setzt ihn mehr aus Rarität als aus Delikatesse auf die Tafeln großer Herren. In den neuern Zeiten hat er sich ziemlich hin und her vermehrt.

Der Birkhahn.

Birkhühner künstlich aus dem Ei zu erziehen, ist sehr leicht, man darf ihre Eier nur unter die Fasanhenne in einen Fasangarten bringen und von ihr ausbrüten lassen, im halb erwachsenen Zustand aber sie einfangen und an passenden Orten frei lassen; allein dieß würde auf jeden Fall eine vergebliche Mühe sein, wenn diese Orte im Walde zu klein wären, weil sie bei einer hinlänglich großen Waldstrecke, die sie gern bewohnen, von selbst hingestrichen kommen. Birkhühner gibt es immer mehr als Auerhühner, und sie streichen mehr herum als letztere. Sie lieben Holzbestände von gemischter Art, da, wo viele junge Birken von zehn- bis fünfzehnjährigen Alter, untermischt mit jungen Fichten und Tannen, sind, werden sich gewiß Birkhühner finden, oder künstlich auf obige Art vermehren lassen; besonders wenn in der Umgebung solcher jungen Holzschläge, auch alte Holzbestände von

Fichten, Tannen, Buchen und vorzüglich Birken sind, von deren männlichen Blüthenzapfen sie sich vorzüglich nähern.

Die Bürghühner vermehren sich ziemlich schnell; eine Henne legt 8 bis 12 Eier auf die Erde in ein schlecht zubereitetes Nest, von Laub oder Gras, bei halbverfaulten Stöcken, oder kleinen struppichten Tannen und sonstigen Nadelbusche. Ein Hahn versieht in der Balzzeit mehrere Hühner.

Der Birkhahn gibt ein schmackhafteres Wildbret als der Auerhahn, und seine noch so große Vermehrung dürfte weder dem Walde noch den Feldfluren schädlich seyn; weswegen man auf seine Vermehrung billig bedacht seyn sollte.

Das Haselhuhn.

Die Haselhühner lieben gern junge dichte Tannenbestände, welche entweder schon stark mit Haselstauden gemischt sind, oder parthienweise abwechseln; ist noch in der Nähe reines Wasser, desto willkommener ist dieß dem Haselhuhn. Seine Hauptnahrung besteht in den männlichen Blüthen der Haselstaude, dann der Tannenknospen, verschiedener Waldbeeren, und auch denen des Vogelbeerbaums. Er ist von Natur sehr scheu und liebt vorzüglich einsame Gegenden des Waldes, wo er ungestört leben kann. Hahn und Henne leben Paarweise zusammen und verlassen nicht gern ihren einmal eingenommenen Standort. Sie vermehren sich

ziemlich stark, die Henne legt gewöhnlich 8 bis 12 Eier in ein auf der Erde schlecht zubereitetes Nest.

Will man eine von Haselhühnern ausgeleerte Gegend wieder mit solchen bestammen, so muß man welche lebendig einfangen und in jener Gegend wieder loslassen. Da sie sich sehr leicht in Steckgarnen einfangen lassen, so kann man eine ganze schon mehr als halb erwachsene junge Familie dazu einfangen und dann auslassen; in solchen Gegenden bleiben sie gern und theilen sich darein. Die künstliche Aufzucht aus den Ei ist zu mühsam und gelingt selten.

Die Haselhühner liefern das beste Wildbret für die Tafel, und werden deshalb auch theuer bezahlt. Dieser schöne Vogel wird bei der größten Vermehrung, nirgends einen Schaden verursachen und man sollte auf seine Vermehrung bedacht seyn.

Die Waldtaube.

Bekanntlich sind bei uns drei Arten von Waldtauben; als die Ringeltaube, die Hohltaube und die Turteltaube; alle drei sind Zugvögel, welche bei uns nisten und im Herbste abziehen. In der Brutzeit leben sie paarweise, kommen im Frühjahr einzeln herangestrichen, ziehen aber im Herbste haufenweise wieder weg.

Die Ringeltaube nistet auf Fichten und Tannen, in Vorhölzern, so wie in dichten Waldungen; die Hohltaube in hohlen Eichenstämmen und Na-

delholz; die Turteltaube gern in niedrigen jungen Gehölze aller Art, auch in Obstgärten. In der Regel legt das Weibchen zwei Eier, brütet aber manchmal zweimal hintereinander. Die Turteltauben verlieren gemeinlich ihre Eier durch den Kukuk, der ihnen solche aussäuft. Auf ihre künstliche Vermehrung wird sich so leicht Niemand einlassen, sondern man benützt gewöhnlich die jungen Tauben für die Küche; die alten haben ein zähes hartes Wildbret. Sie machen, und vorzüglich die Ringeltauben, im Herbste auf den Erbsen- und Wicken-Feldern, wohin sie sich gewöhnen, beträchtlichen Schaden, und sind daher nicht zu schonen, da sie überdieß nur Zugvögel sind und im Herbste wegziehen. Die Turteltaube hat ein schlechtes Wildbret, sowohl jung wie alt, und da ihre Vermehrung ohnedieß gering, ihr Gesang und zärtliches Rufen im Walde und in Vorhölzern, selbst angenehm ist, so läßt man diese unschuldigen Geschöpfe ihr Wesen treiben.

Die Waldschnepfe.

Dieser Vogel ist gleichfalls einer von jenen, die gegen den Winter wegstreichen, sonst aber bei uns in hohen Gebirgen oder morastigen Orten brüten. Gewöhnlich kommen sie nach Umständen der Witterung im Monat März hier angestrichen. Sie leben paarweise; das Weibchen legt 4 bis 6 Eyer im dichten Fichten- oder Tannenbusche auf die Erde in ein schlecht zubereitetes Nest; die Jungen werden

dann manchmal von der Mutter weiter auf morastige Stellen transportirt, um ihnen dort mehr Nahrung zu verschaffen; sie nimmt dann jedes einzeln, drückt es mit den Schnabel an die Brust und fliegt damit weg, kommt wieder, nimmt das zweite und sofort bis alle überfiedelt sind. Dieses Geschäft geschieht gewöhnlich Abends oder vor Tagesanbruch.

Die künstliche Vermehrung ist hier gar nicht möglich, weil man, wenn auch die Jungen aus den Eiern aufgezogen werden könnten, das nöthige Futter nicht hätte und dieser Vogel bei uns im Freien über den Winter nicht aushält, im Sommer aber nur in gewissen Gegenden lebt, die ihm zu seiner Nahrungsart allein gedeihlich sind. Dieser Vogel ist eine Delikatesse; man speißt auch seine Gedärme, die Manche noch schmackhafter finden als sein Wildbret; inzwischen dürfte Jenen der Appetit doch vergehen, wenn sie die Bestandtheile derselben vorher genau untersuchten.

Zu den übrigen im Walde wohnenden Vögeln von geringerer Art gehören: der Schnarrer, die Drossel, die Amsel, die Baumlerche, der Dickschnabel, Krummschnabel, Gimpel, der Quacker, der Finke und mehr dergleichen bekannte Vögel. Von ihrer künstlichen Vermehrung kann keine Rede seyn, da durch die natürliche Alles ersetzt werden kann, wenn man es nur darnach anlegt.

Man darf sich nicht irren und glauben, daß an der Vermehrung oder Verminderung dieser Vö-

gel nichts wesentliches gelegen wäre; und ihre Einfangung, die Zerstörung ihrer Nester, durch die muthwillige Jugend, gleichgültig ansehen. Die Abnahme der verschiedenen Arten von Waldvögeln ist heut zu Tage auffallend sichtbar, und für den Forstwirth kann es nicht gleichgültig seyn, wenn sich die schädlichen Insekten im Walde so vermehren, daß alle jungen Anflüge und Aufschläge, ja auch ältere Holzbestände, davon angegriffen werden und verkümmern, ja wohl auch ganz zerstört werden. Man betrachte mit welchem Fleiße, die Drossel, die Amsel, der Schnarrer und alle die vorher genannten Vögel, nebst allen den Meisenarten, im Frühjahr zur Zeit ihres Brütens, die Raupen, Käfer, Larven und Schmetterlinge einfangen, um damit sich und ihre Jungen zu sättigen; nothwendigerweise müssen sich diese bei stäter Abnahme der Waldvögel vermehren und dadurch schädlich werden. Man sieht jetzt schon verschiedene Insekten allgemeiner, die man ehemals als Seltenheiten fand, und die bei ihrer Menge nur von schädlicher Wirkung auf den Samen, auf die Pflanze und auf den Stamm selbst, seyn können. Die Menschen wären gar nicht im Stande diese schädlichen Insekten zu vertilgen, wenn es nicht die Vögel verrichteten, und die, mit den unbewaffneten Auge gar nicht sichtbaren Larven und Eier verschiedener Insekten, vertilgten. Die unberufenen Vogelsteller, die, sobald der Herbst eintritt, sich überall sehen lassen,

sollten durchaus nirgends geduldet und streng bestraft werden.

Vor allen ist der Fang der Kohl-, Blau- und übrigen Meisenarten viel zu ausgedehnt, indem er auf der andern Seite durch nothdürftigere Bedürfnisse beschränkt wird. Hat man nicht schon die Erfahrung gemacht, und kann man sie nicht noch heut zu Tage machen, wie schädlich die Vertilgung der Sperlinge sey? Ehemals hatte man sie von Amtswegen tödten und ihre Köpfe oder Eier neben Geldsteuer einbringen müssen, weil sie so viel Weitzen und Gerste, auf dem Felde und in der Scheuer fraßen, deren Menge man zu Tausenden von Metzen, die sie in einem Jahre dem Menschen entziehen, berechnete; aber auf der andern Seite ward der Schaden noch größer, den sonst die Sperlinge verhüteten, und man war gezwungen das Leben derselben zu schonen und ihnen die berechneten Tausende Metzen Gerste und Weitzen zu gönnen. Welchen Nutzen diese, so wie alle die übrigen Singvögel in Gärten gewähren, davon überzeugt man sich am besten im Frühjahr, wie fleißig sie die Raupen vertilgen und hierdurch die Obstbäume reinigen, wie dieß die Menschen nicht vermöchten, denn die Vögel vertilgen auch die kleinsten Raupen und Maden in den Blüthen der Bäume, die der Mensch gar nicht sehen kann. Hat man sich vom Nutzen der Sperlinge überzeugt, den sie im mittelmäßigen Stande leisten, sollte man nicht eben so auch die Waldvögel dulden, die denselben Nutzen schaffen?

Alle die zuletzt genannten Waldvögel gehören zu der niedern Jagd, und sind keineswegs das Eigenthum eines Jeden; sie sind ein wichtiger Bestandtheil des Waldes in forstwirthschaftlicher Rücksicht; deßwegen soll derjenige Jäger, dem eine Wildbahn anvertraut ist, streng darauf sehen, daß keine Vögel gefangen, und keine Nester verdorben und ausgenommen werden, und lieber trachten, mehr Vögel als weniger, in seiner Wildbahn zu heegen. Ueberdieß hat man in neuern Zeiten, über die Schädlichkeit des übermäßigen Abfangens der Vögel, viele belehrende und warnende Schriften von ökonomischen und gelehrten Gesellschaften verfaßt und herausgegeben.

Das Rebhuhn.

Rebhühner gibt es zweierlei Arten, nämlich die eigentlichen Feldhühner und die Berghühner, die Feldhühner sind etwas größer als die Berghühner, und man findet sie in ebenen Feldfluren im weichen Weizenboden; sie fliegen gewöhnlich beim Auftreiben kürzere Strecken als die Berghühner, und sind beim mehrmaligen Auftreiben bald ermüdet, halten dann dem Vorstehhunde aus, und lassen sich mit der Schrotflinte leicht erlegen; die Berghühner dagegen haben einen raschern Flug, und streichen weiter bei ihren Auftreiben; werden sie auch mehrmal hintereinander aufgetrieben, so sind sie nicht so leicht zu ermüden wie die Feldhühner, und im erreichten Alter streichen sie beim zweiten oder dritten Auftrieb so weit, daß man sie aus dem Auge verliert, und

nicht mehr verfolgen kann, ja zuweilen heben sie sich in die Höhe und streichen über beträchtliche Waldstrecken weg. In der Farbe der Federn und sonstigen Kennzeichen, sind sich beide Arten vollkommen gleich; ich wäre geneigt sie für eine und dieselbe Art zu halten, die Größe der einen auf Rechnung der bessern Nahrung zu setzen, und ihren minder schnellen Flug und sonstigen Eigenschaften aus der Schwere ihres Körpers herzuleiten. Bei der steigenden Kultur des Feldbaues und dem sich hebenden Kleebau, leidet die Vermehrung der Rebhühner beträchtlich, besonders auch, weil man jedes Stück Grund benützt und die Gesträuche ausrottet. Da der Klee im Frühjahr am ersten in die Höhe schießt, so reizt er die Hühner, ihre Eier dort abzulegen, mittlerweile aber erreicht sie die Sen[illegible] und Eier und Brut ist verdorben.

Will man das Emporkommen der Rebhühner begünstigen, so ist die Aufsuchung der Rebhühner-Eier, oder ihre Beischaffung aus anderen Orten, das erste Bedingniß. Sie werden dann im Hause ausgebrütet und im Frühjahr in den entvölkerten Fluren freigelassen.

Die Rebhühner vermehren sich unter günstigen Umständen ziemlich stark, das Weibchen legt 10 bis 18 Eier; sie leben paarweise und theilen sich gewöhnlich in die Feldfluren regelmäßig ein; sie schaden weder den Feldfluren noch den Wiesen, im Gegentheil sind sie dort nützlich, sie verhindern die allzugroße Vermehrung der Ameisen, der Re-

genwürmer, Acker- und Wiesenschnecken; allerhand Käfer, Larven und Schmetterlinge sind ihre Lieblingskost. Sie scharren auch nicht nach den Getreide, sondern wenn ein oder das andere Körnchen obenauf liegen geblieben ist, so wird es erst von ihnen verzehrt. Nach geschehenen Schnitt suchen sie nur das ausgefallene Gesäme auf; in Krautfeldern sind sie von besonderm Nutzen, sie vertilgen alle Raupen und Schnecken, was besonders in nassen Jahren, wo die letztern großen Schaden drohen, sehr nützlich ist.

Die Vermehrung der Rebhühner kann man selten zu weit treiben, und nimmt man an, daß auf 15 Joch ein Paar Stammhühner gelassen würden, so kämen auf eine Quadratmeile ungefähr 666 Paar. Rechnet man im Durchschnitte auf ein Paar 6 Stück als Vermehrung, so gibt dieses eine Nachkommenschaft von 3996 Stück, das Stück zu 10 kr. in Silber gerechnet, so liefern sie einen Ertrag von 666 fl.

Die Rebhühner liefern ein vortreffliches und gesundes Wildbret, und ihr Fang macht dem Jagdliebhaber viel Vergnügen.

Die Wachtel.

Dieser Vogel ist bloß zur Zeit seiner Paarung und Brut bei uns; sobald seine Jungen stark genug sind, so streichen sie auch schon wieder von hier weg, nur einige wenige halten sich etwas länger und zwar höchstens bis zum Monat September auf.

Die Wachteln halten sich gern in jenen Feldfluren auf, wo viel Weizen, Hirse und Hanf gebaut wird. Das Weibchen legt 8 bis 12 Eier, gewöhnlich im Weizenfeld, und ihre Nahrung ist gleich der, der Rebhühner; die meisten werden ungemein fett, jedoch wird ihr Wildbret noch mehr als das der Rebhühner geachtet.

In gebirgigten und magern Gegenden ist die Wachtel selten zu finden; man fängt sie im Frühjahre im Steckgarne, und im Herbste werden sie vor dem Vorstehunde geschossen.

Bei diesem Vogel läßt sich, da er ein Zugvogel ist, keine künstliche Vermehrung anwenden und man benützt ihn, wenn man zufällig auf ihn kommt.

Der Wachtel-König.

Dieser Vogel ist ebenfalls ein Zugvogel und kommt noch etwas später zu uns angestrichen als die Wachtel, ist aber noch seltener als jene, liebt reiche warme Feld- und hauptsächlich Wiesenfluren, die mit Bächen durchschnitten und mit Weiden bewachsen sind. Sein Körperbau ist ganz anders als der, der Wachtel, und er scheint den Namen Wachtelkönig ganz unverdient zu führen. Er meldet sich gewöhnlich am häufigsten (mit den bekannten Ruf: Sek, Sek,) Morgens und Abends auf Wiesen. Das Weibchen legt gewöhnlich 2 bis 4 Eier auf Wiesen bei Gebüschen; sobald die Jungen erwachsen sind und fliegen können, streichen

sie wieder weg; obgleich auch einige bis über den Monat September bleiben.

Die Feld-Lerche.

Dieser Vogel ist, wie bekannt, gleichfalls ein Zugvogel, für dessen Vermehrung man schon hinlänglich gesorgt hat, wenn man das schädliche Wild so viel als möglich vermindert hat; er kommt schon oft im Monat Februar zu uns und zieht erst Anfangs October weg. Bei ihrer Ankunft verbreitet sich die Lerche ziemlich gleichförmig in die Feldfluren, und beginnt ihre Brut; das Weibchen legt gewöhnlich 4, selten 5 oder 6 Eier, daher ist ihre Vermehrung immer bedeutend. Sie nützen dem Feldbau durch Vertilgung verschiedener Insekten; ihr Wildbret ist sehr schmackhaft und selbst als Singvögel sind sie angenehm. Nebst der Feldlerche ist noch die Hauben- oder Kothlerche zu bemerken; diese bleibt gewöhnlich den ganzen Winter bei uns und nährt sich in Gesellschaft der Emmerlinge bei den Dorfschaften; wird aber nicht geachtet.

c. Das Wasserwild.

Zu den Wasserwild, welches größtentheils aus Federwild besteht, gehört der Biber und die Fischotter; obwohl sie mehr auf dem Lande als im Wasser leben, so können sie doch ohne Wasser ihr Leben nicht lange erhalten. Der Biber ist dermal ein sehr seltenes Wild, und da, wo er noch befindlich ist, in sehr geringer Anzahl.

Die Fischotter

ist heut zu Tage noch ziemlich häufig, und manchen Revierjäger zieht sie durch sein Revier, oder hält sich wohl gar da auf; sie ist für die Fischzucht äußerst nachtheilig, da ihre Nahrung größtentheils aus den besten Fischen besteht. Der kluge Landwirth, der zugleich die Fischzucht betreibt, wird auf ihre Vertilgung antragen; daher der Jäger seine Wünsche zu unterstützen hat, und ihre Habhaftwerdung sich mit allem Fleiße angelegen seyn lassen muß.

Die Fischotter wohnt am liebsten in alten schadhaften oder durchgerissenen Wasser-Wehren, oder in ausgehöhlten Ufern an Bächen, in dem Wurzelgeflechte von starken Erlen, wo der Zugang dem Menschen und dem Hunde schwer ist; am liebsten in Waldungen, wo Bäche durchgehen, welche Fische führen, wo sie auch zuweilen in hohlen Eichenstämmen, so nicht weit entfert vom Bache sind, ihr Quartier aufschlägt und sich des Tages darin verborgen hält; sie hat gewöhnlich mehrere Baue, wo sie sich aufhält, den vorzüglichsten bewohnt das Weibchen, wenn sie Junge gesetzt hat.

Die Ranzzeit beginnt im Monat Februar und es sucht das Männchen in später Abendzeit das Weibchen, mit einem Ruf der in einen durchdringenden Pfiff besteht, so wie es gewöhnlich die Schafknechte zu machen pflegen, wenn sie auf dem Finger pfeifen, nur in einem höherem Tone und

etwas kürzer abgebrochen. Der Pfiff wird nicht oft wiederholt, ausgenommen dann, wenn sie sich nahe sind, oder ein oder zwei Tage schon beisammen waren. Das Weibchen wirft im Monat Mai zwischen 2 und 4 Junge in der dem Bache oder dem Fischteiche zunächst liegenden Höhlung; die Jungen müssen schon nach sechswöchentlichen Alter versuchen, sich ihre Nahrung zu suchen, gehen aber oft irre und finden ihren Bau nicht, wo sie dann zufällig gefangen oder von Raubthieren aufgezehrt werden. Hat die Mutter in der Nacht welche nicht hinlänglich mit Fraß versehen können, so geht sie auch des Tages auf den Fischfang, wo ihr die Jungen nachgeschlichen kommen und man kann sodann die ganze Familie auf einmal in die Hände bekommen. Es muß daher der Jäger zu diesem Zweck am häufigsten die Bäche nachsuchen und mit einem guten Hunde versehen seyn, der die Fischotter im Wasser verfolgt. Die Fischotter ist sehr menschenscheu und hat einen sehr scharfen Wind; sie ist im Stande den Menschen auf fünf Hundert Schritte zu wittern. Nur selten gelingt es dem Jäger selbe auf dem Anstande zu erlegen, höchstens im Winter bei stürmischen Wetter kann es sich fügen, wenn die Bäche ganz zugefroren, oder die Fischotter nur durch die ausgehauenen Eislöcher in den Teich kommen kann, und er schon Hungerswegen etwas wagen muß, daß man ihn vor Tage oder Abends zufälligerweise erwarten könnte.

Die Fischotter wird sowohl wegen ihres Wildbrets, welches von Manchen hoch geschätzt wird, als auch — und hauptsächlich — wegen des Balges, theuer verkauft; die Haare auf ihrer Ruthe geben das beste Material auf Zeichen- und Mahler-Pinsel.

Die wilde Gans.

Von dieser gibt es mehrere Arten; die vorzüglichste ist die aschgraue, welche bei uns am häufigsten brütet; sie ist ein Zugvogel, und keiner von den nützlichsten. Grüne Weizen- und Kornsaaten, Gersten- und Haferfelder besucht sie fleißig und macht keinen geringen Schaden. Eine künstliche Vermehrung wäre ganz überflüßig, da sie sich von selbst hinlänglich vermehren. Ein Weibchen legt zwischen 8 und 15 Eier, und brütet sie auch aus. Die jungen Gänse liefern ein gutes Wildbret, das der alten aber, ist gewöhnlich hart; auch erhält man von ihnen gute Schreibkiele, Federn und Flaumen; der Schaden den sie dagegen anrichten, dürfte dieß nicht ersetzen, und daher wäre ihre übermäßige Vermehrung sehr schädlich.

Die wilde Ente.

Der wilden Enten gibt es mehrere Arten, und es dürfte kaum irgendwo ein Jäger zu finden seyn, der alle die Arten zu benennen wüßte, die nur bei uns in der Strichzeit ankommen und wieder wegziehen. Die bekanntesten sind folgende drei

Arten: 1. die Stockenten; diese sind so groß wie unsere Hausenten und auch in der Farbe den gescheckten gleich, 2. die Löffelenten sind etwas größer als die erstern, haben einen am Ende löffelförmig ausgebreiteten Schnabel, einige Arten sind aber kleiner als die Stockenten; dann sind 3. die kleinen Enten, unter welchen es wieder einige Abarten gibt, die sich in der Größe, in der Bildung des Schnabels und in der Zeichnung der Federn unterscheiden. Sie sind nur halb, *ja noch* weniger als halb so groß wie die Stockenten. Die Enten sind Zugvögel, kommen gemeinlich im Monat Februar, sobald nur die Bäche vom Eise befreit sind, wieder, und streichen im November, zuweilen auch erst im Dezember weg; einige bleiben auch den ganzen Winter bei uns, wo die Bäche oder Moräste nicht zufrieren und sie den Winter hindurch ihre Nahrung finden können. Die künstliche Vermehrung kann hier auch nicht müheloh-nend seyn, ausgenommen man züchtet sie nur zum häußlichen Vergnügen. Die wilden Enten brüten überall wo sie die Gelegenheit dazu haben, und vermehren sich reichlich genug; eine Ente legt zwischen 8 und 15 Eier und brütet sie auch gemeinlich in vier Wochen alle aus. Allein in ihrer ersten Jugendperiode haben sie auch einen fürchterlichen Feind, an den großen Hechten, welche sie von unten auf ganz verschlingen, welches vornehmlich auf großen Seen oder Teichen geschieht. Die Enten kennen diese Feinde, deshalb wagen sie es nicht

mit ihren Jungen in die Tiefe des Wassers zu gehen, sondern halten sich lieber in seichtem Wasser und Schilfe auf; sobald sie aber erwachsen sind, wissen sie der Gefahr zu entgehen; auch Hausenten welche man zu früh auf solche Teiche gehen läßt, erleiden diese Unfälle.

Die Blaßente.

Die Blaßenten sind gleichfalls Zugvögeln, und eine künstliche Vermehrung ist bei ihnen auch nicht anwendbar. Sie kommen spät bei uns an, und zwar nur dann, wenn die Wässer schon erwärmt sind, und streichen auch früher als die andern wilden Enten wieder weg. Ihre Vermehrung ist auch nicht so beträchtlich; ein Weibchen legt zwischen 5 und 8 Eier, die sie in schilfigen oder röhrigen Teichen auch ausbrütet; in der Jugend drohen ihnen auch dieselben Unfälle wie den Enten; das Wildbret wird noch mehr als jenes der Wildenten geachtet und höher bezahlt.

Der Taucher.

Von diesen gibt es gleichfalls mehrere Arten; sie sind Zugvögel und kommen gewöhnlich mit den Blaßenten zu gleicher Zeit an. Für ihre künstliche Vermehrung läßt sich daher gleichfalls nichts thun. Ihr Wildbret so wie die Federn sind nicht sonderlich geachtet, und sie machen bedeutenden Schaden an Fischen, da sie bloß von diesen leben; man sollte daher ihre Vermehrung lieber beschränken.

Das Rohrhuhn.

Dieser Zugvogel kommt gleichfalls mit den Blaßenten an, und nimmt sein Quartier am liebsten in kleinen mit Schilf und Rohr verwachsenen Teichen. Seine künstliche Vermehrung ist nicht nothwendig, da sie sich von selbst hinlänglich vermehren. Das Weibchen legt oft bis 14 Eier und brütet sie auch alle aus. Sie nähren sich meistentheils von den ausgeworfenen Rogen der Streichkarpfen und dem Gesäme der Wasserpflanzen; überhaupt schaden sie der Fischzucht, da sie viele Tausend noch ungeborene Fische verzehren. Liebhaber der Fischzucht sehen diese Vögel sehr ungern auf den Brutteichen. Die Rohrhühner geben ein ziemlich gutes Wildbret, allein der Schaden, den sie der Fischzucht anthun, macht es theuer. Ihre Verminderung ist daher eher, als ihre Vermehrung anzurathen.

Der Becassin.

Dieser Streichvogel gehört unter die Strandläufer, und lebt nur in Morästen, oder auf jenen Stellen, welche das Wasser verlassen hat; ernährt sich von verschiedenen Gewürme und Sämereien von Schilf und Rohr, welche das Wasser an den Strand zuschwemmte. Seine künstliche Vermehrung ist nicht möglich auszuführen und würde auch zu nichts besonders Nützlichen führen.

Ihre Vermehrung ist nicht sonderlich groß, das Weibchen legt zwischen 5 bis 6 Eier, in mo-

rastige, den Menschen nicht leicht zugängliche Gegenden. Sie werden häufig vom Raubfederwild vernichtet; als Wildbret werden sie den Waldschnepfen gleich geachtet. Sonst gehören noch zu den Strandläufern: der Goldschnepf, ist jedoch selten, der Kulich, oder der sogenannte Sandläufer; von größerer Bedeutung ist der

Kiebitz.

Dieser kommt oft zuerst im Frühjahre angestrichen, und sucht sein Nest anzulegen. Für seine künstliche Vermehrung kann nichts vorgenommen werden, er vermehrt sich von selbst ziemlich stark. Das Weibchen legt bis 10 Eier, und das Wildbret ist eben so gut, als das der Waldschnepfe, aber wird von wenigen als genußbar gekannt. Die Kiebitz-Eier sollen die allerbesten zum Genuße, unter allen andern Eiern seyn, so lange sie frisch sind; man genießt sie hart gesotten und bezahlt oft ein Stück mit 17 oder 20 kr. Silbergeld.

Noch gibt es eine Menge andere Wasservögel, die nicht für die Küche taugen; als der Schwan, der zwar nur selten sich einfindet, und der dagegen wieder mit seinen Federn und Kielen nützt; der Storch, und mehrere Arten von Möven oder Seeschwalben, deren Vermehrung oft beträchtlich groß ist, und die alle der Fischzucht sehr bedeutenden Schaden zufügen; auf ihre Vermehrung sollte man daher nicht, wohl aber auf ihre Verminderung antragen. Auf den Brutteichen

sollte man aber durchgehends kein Wildgeflügel, wie auch kein einheimisches dulden.

III. Kapitel.

Von Vermehrung des edlen Haar- und Federwildes, durch Unterstützung desselben mit verschiedenen Geäße und andern künstlichen Anlagen zum Schutz für strenge Winter.

Ein strenger anhaltender Winter, mit vielen Schnee und starken Fröſten, vernichtet in einem Jahre die bestgeordnete Wildbahn, indem das Stammwild zu Grunde geht, und oft mehrere Jahre erforderlich werden, um es wieder empor zu bringen; es müssen daher, wenn man diesen Unfall beseitigen will, die nöthigen Anlagen vorhanden seyn. Was für jede Wildart ersprießlich ist, wird in derselben Ordnung wie in vorigen Kapitel abgehandelt werden.

Für das Edelwild soll man im Sommer in den Revieren Waldheu in Vorrath machen und es in gut gemachte Schober aufstellen, mit Schranken wohl umzäumen und es erst dann, wenn es nothwendig wird, im Winter den Wilde zugänglich machen. In

Holzschlägen erhält das Edel- und Rehwild im Winter verschiedenen Abfall zum Geäße, als Moos, Knospen, Nadelholzzapfen, manche Rinden, und kann dem Hunger trotz bieten; allein mit dem Trank ist es härter, wenn alle Quellen zugefroren sind, und das Wild genöthigt wird den gefrorenen Schnee zu käuen. Das Rehwild leidet in solchen strengen Wintern am meisten, und geht gewöhnlich im Frühjahr darauf ein; allein dieß zu verhüten ist nicht in menschlicher Gewalt. Man haut auch hier und da, struppichte Tannen, Espen oder Kiefern zerstreut im Walde um, damit das Wild eher dazu kommen kann; allein da wo man die Holzschläge in den Revieren ordentlich und verhältnißmäßig zum ganzen Wald-Aerariale führt, ist dieß nicht nothwendig.

Das Waldgeflügel, als den Auerhahn, Birk- und Haselhuhn kann man mit nichts unterstützen; diese bedürfen auch der Unterstützung nicht, sie finden Nahrung genug und tränken sich mit Schnee. Die Waldhasen ziehen sich im strengen Winter auch bis zu den Holzschlägen, wo sie ihre Nahrung finden; man erleichtert ihnen den Lebensunterhalt dadurch, daß man ihnen auf ihre Wechsel hier und da, ein oder zwei Pfund Heu an Bäume anbindet, an welchen der vorbeiziehende Hase sich sättigen kann; kömmt er aber zu keinem Wasser, so ist er sicher verloren und geht im Frühjahr ein; der Hase und das Rehwild käuen den Schnee nicht gern zum Tranke.

Das Wild in Feldfluren, als der Hase und das Feldhuhn, sind im strengen Winter in offenen Feldern am übelsten daran; sie sind dem rauhesten Wind ausgesetzt, und werden oft verschneit, der schuhhohe Schnee verdeckt ihnen jede noch so kümmerliche Nahrung, und der Hase so wie das Rebhuhn sind gezwungen zu den Dorfschaften zu ziehen, sich in die Gärten einzuschleichen, ja bis zur Scheuer des Landmanns Besuche zu machen, der schon mit Ungeduld auf sie wartet um sich ihrer zu bemächtigen. Dadurch erwächst ein Uebel mehr, und um diesen Beiden auszuweichen, ist es am Besten wenn man für diese beiden Wildarten, in den Feldfluren, Schutzremisen anlegt, solche statt in die Dorfschaften zu ziehen, dorthin angewöhnt, mit Nahrung unterstützt und denselben durch diese Anlage, Schutz gegen Schnee und rauhe Winde verschafft.

Es gibt dreierlei Arten von Remisen; die erste heißt die Schutzremise, und muß vorzüglich bei ihrer Anlage darauf Rücksicht genommen werden, daß der Feldhase und das Rebhuhn vollkommen gegen strenge Kälte geschützt werden können; die zweite Art heißt falsche Remise, auch nur Schneehütten, sie sind zum Schutz gegen den Schnee; und die dritte Art heißt Jagdremisen, und sind hauptsächlich für die Jagden eingerichtet, obwohl solche auch im Winter Schutz und im Sommer der Vermehrung Gelegenheit darbieten.

Von der Anlegung der Schutzremisen soll hier vorzüglich gehandelt werden; von der Jagdremise wird bei anderer Gelegenheit das Nöthige bemerkt.

Die gesegnetesten Feldfluren in ebenen fast unübersehbaren Flächen, gleichen im Winter, wenn sie mit keinen Bäumen besetzt sind, öden Steppen; aber selbst im rauhesten Winter, sind jene mit verschiedenen Bäumen ausgepflanzten Felder erfreulicher anzusehen; erblickt man hin und wieder eine Remise, so verschönert es die Gegend nicht nur bloß im Sommer sondern auch im Winter. Sollen aber Schutzremisen ausgiebig seyn, so müssen sie in hinlänglicher Anzahl, gleichweit auseinander und von gehöriger Größe seyn.

Wenn man auf eine Quadrat-Meile Felder, Wiesen und Hutweiden neun Schutzremisen und jede zu ein Joch Größe macht, so entgehen dem Ganzen neun Joch Landes. Der Feldwirth wird den Schaden und Abgang an Getreide berechnen, und zum Beispiel folgende Rechnung machen: Ein Joch Waizenboden kann im Durchschnitte 16 fl. zum reinen Ertrag in Silbergelde geben, daß wäre im Ganzen 144 fl., die Feldbau-Rubrik wird daher um 2280 fl. Kapital vermindert. Diese Rechnung kann an sich richtig seyn, allein der Verlust kann durch nachfolgende Rechnung auf nichts vermindert werden, wenn die Anlage der Remisen darnach abgesehen ist; je besser der Boden, desto kräftiger ist auch der Holzwuchs auf denselben. Wird die

Remise zu ¼ mit Nadelholz bepflanzt, und ¾ mit Laubholz, welches gestutzt werden muß, so gibt, wenn man sie in vierzigjährigen Umtrieb setzt, der jährliche Zuwachs zwei Klafter Holz pr. ein Jahr und Joch im Durchschnitte zum Ertrage. Man wird daher auf den neun Remisen in vierzig Jahren 540 Klafter Holz erzeugen; zu 2 fl. die Klafter, gibt 1080 fl. zum Ertrage, dieß macht ein Kapital von 360 fl., abgeschlagen von 2880 fl., bleiben nur 2520 fl. zum Kapitalswerth der Feldwirthschaft. Rechnet aber der Feldwirth, daß er den jährlichen Ertrag von diesen neun Joch Landes, durch vierzig hintereinander folgende Jahre auf Zinsen legt, und Zinsen von Zinsen berechnet, so bringt derselbe durch vierzig Jahre eine Summe von 17,376 fl. heraus. Nimmt man aber, daß der jährliche Ertrag von Hasen 298 fl., von Rebhühnern 333 fl., zusammen 631 fl. ist, und wenn die Remisen nur die Hälfte zur Erhaltung des Stammes und der Generation beitrügen, so wäre dieß mit 315 fl. anzunehmen; folglich käme, wenn man auch Zinsen von Zinsen rechnen würde, der Ertrag von vierzig Jahre 38,010 fl. von Wilde, und für Holz 1080 fl., zusammen also 39,090 fl. daher mehr um 21,714 fl. zum Vortheil für die Remisen.

Die Schutzremisen dürften am vortheilhaftesten auf folgende Art angelegt werden; und zwar erstens im Bezug der Entfernung von einander: Ist es thunlich, daß man die Remise auf

einer Quadrat-Meile gleich weit auseinander anlegen kann, so bringe man sie auf die Punkte hin, wie die Zeichnung darstellt; wenn man eine Quadrat-Meile in neun gleiche Quadrate theilt, und in jeder Mitte die Remise anlegt, wodurch die nächste Entfernung 666 Klafter oder 1665 Schritte ist, so werden Hasen und Hühner solche immer noch leicht genug, besonders im Winter, auffinden.

Es finden sich jedoch verschiedene Lagen, wo man die Remise mit doppeltem Nutzen anbringen kann, zum Beispiel auf Hutweiden, Anhöhen, besonders gegen Mittag liegenden öden und zum Feldbau untauglichen Stellen, wo kein Feld mehr angebracht werden, und man die Entfernung bald größer bald kleiner machen kann, ohne dadurch, wenn die Entfernung nicht allzuweit von einander ist, bedeutend zu fehlen. Zweitens: in Rücksicht der Anlage der Remise und ihrer Figur selbst, ist es am besten, wenn es seyn kann, ihr die Figur eines Vierecks zu geben, besonders die eines gleichseitigen, von welchem eine ¾, oder 1200 □ Klafter mit Fichtensetzlingen auspflanzt, und zwar auf 3 Schuh im Verbande, 400 □ Klafter aber mit Birken-, Schlehen-, Hagedorn- und andern Sträuchern dicht auspflanzt und durch das alljährliche Abstutzen der jungen Triebe, im 3 Schuh hohen Stande erhält. Auch kann man anstatt der Fichten, wo es der Boden zuläßt, die Wintereiche, entweder gemischt, oder rein auspflanzen, die Aeste und den Gipfel durchs halbe anhauen und Umbie-

gen, gegen jene Stellen, die noch mehr verdichtet werden sollen, hinwenden und die Remise noch mehr verdichten. Das Laub, welches über den Winter an den Bäumen hängen bleibt, läßt auch nicht so leicht den Schnee eindringen. In der Mitte des hochstämmigen Theiles, legt man einen länglichten kleinen Platz an, den man mit Schilf, Reißig oder Stroh zudeckt und den man etwas fest schlagen läßt; auf diesem Platz bringt man im Winter Körnerschüttung, welche aus Hinter-Weizen und Gerste besteht, und den Rebhühnern zur Nahrung dient; für die Hasen bringt man etwas Heu, Krumet oder dürren Klee, damit diese auch ihre Nahrung finden. Die ganze Remise wird mit einem Einhegungsgraben gegen das weidende Rind- und Schafvieh eingefriedet.

Die Rebhühner legen in den gestutzten Theil der Remise gern ihre Eier und brüten dort, auch der Feldhase setzt seine Jungen da.

Kleine Remisen von einigen Quadrat-Klaftern nützen dem Wilde wenig und hindern die Ackerung im Felde; man mache, wenn man schon etwas dieser Art unternehmen will, lieber gleich etwas ausgiebiges; eine einzige Remise von ein Joch Flächeninhalt wird mehr Nutzen schaffen, als mehrere von 50 oder 60 Quadrat-Klafter.

Man errichtet auch kleine Remisen für den Winter, indem man sich hierzu des Reißigs vom Nadelholz bedient und daraus Hütten macht, die inwendig so viel Raum haben, daß man die Kör-

nerschüttung dort aufstreuen kann, und solche vor dem Verfallen mit Schnee, durch oben zusammengelegtes Reißig verhütet. Diese Remisen oder Schneehütten sind bloß für die Rebhühner nützlich, dem Hasen gewähren sie wenig oder gar keinen Schutz; und muß das hierzu benöthigte Reißig weit hergeführt werden, so sind sie auch kostspielig; auch sind sie schädlich für das Feld, weil sich Schneewindwehen gern dahinter bilden, und wo solche auf das Wintergetreide kommen, dieses auswintern. Auch müssen sie bei starken Winden, welche diese Hütten auseinander werfen, sehr oft zusammengerichtet werden; alles dieses erspart man bei den wachsenden oder lebendigen Schutzremisen, die sich, wie gesagt, auch da auszahlen, wenn man gleich den besten Weizenboden hierzu nehmen würde.

Man sieht in jenen Feldfluren, die häufig mit verschiedenen Gehölz durchschnitten sind, daß die Rebhühner und Hasen sich von selbst vermehren, auch selbst bei geringerer Schonung des Stammwildes; daher unterlasse man nicht, durch Errichtung von solchen Schutzremisen, den Stamm seines Wildes zu erhalten, als auch der Generation zu Hülfe zu kommen, um den Nutzen, den eine wohlgeordnete Wildbahn darbietet, zu erhalten.

IV. Kapitel.

Vom Abschießen und Abfangen des edlen Haar- und Federwildes durch den Jäger.

Dieses geschieht am zweckmäßigsten durch den Jäger, dem ein Revier oder ein Theil der bestehenden Wildbahn anvertraut ist; und dieß stets mit Rücksicht auf die Jahreszeit und das Geschlecht ausführt. Er muß Sorge tragen, daß er nie den Stamm angreift, und ihm zugleich in der Geschlechtsordnung erhält. Wo die Jagd durch die Obrigkeit in Gesellschaft Anderer unternommen, und mehr auf das Vergnügen als auf den Nutzen gehalten wird, darüber wird an einem andern Orte das Nöthige gesagt werden. In diesem Kapitel soll bloß gezeigt werden, wie sich der Jäger zu benehmen hat, wenn er allein die Jagd ausübt.

Vom Abschießen des edlen Wildes.

Wenn es dem Jäger überlassen ist, das Hochwild selbst abzuschießen, so muß er die Zeit erwarten, wo es das nöthige Alter erreicht hat, und so auch die beste Jahreszeit wählen, wo es vorzüglich gut bei Wildbret ist.

Der Edel-Hirsch ist im sechsten Jahre, wo er ein Geweich von zehn Enden hat, im besten Alter, und wird dann ein guter jagdbarer Hirsch genannt; noch ältere Hirsche zu züchten, erfordert

eine größere Stammhaltung von Thieren und eine größere Waldfläche, wenn man anders die Wildbahn nicht zum Schaden der Waldungen überfüllen will. Die beste Jahreszeit die Hirsche abzunehmen, ist gewöhnlich der Monat August, wo der Hirsch vorzüglich bei Wildbret und sehr feist ist; zu Ende dieses Monats geht er schon in die Brunst und verliert dann an Güte wie auch an Gewichte. Ein zehnendiger Hirsch hat gewöhnlich nach geschehenem Aufbruch bis 150 Pf.; im Gescheide findet man oft bis 8 Pf. Talg.

Das Abschießen muß mit vorzüglicher Behutsamkeit vorgenommen und dem Hirsch der Schuß so angebracht werden, daß er durch denselben sogleich erlegt wird, aber nicht etwa tödtlich verwundet wegzieht, sich verkriecht und sonach verloren geht, obwohl dieß selbst bei der größten Behutsamkeit dennoch zu geschehen pflegt; dann muß der Jäger so lange nachsuchen, bis er sich überzeugt hat, daß der Hirsch entweder nicht gefährlich verwundet worden, oder aber schon verendet habe; findet er ihn jedoch tödtlich verwundet, so muß er ihn durch einen zweiten Schuß zu erlegen suchen. Schon diese Mühe des Nachsuchens muß den Jäger warnen vorsichtig zu seyn und nicht eher zu schießen, bis er den Schuß sicher anbringen kann. Eine Hauptregel, gegen welche aber fast allgemein so sehr gefehlt wird, ist: ein angeschossenes Stück Wild nie hitzig zu verfolgen. Wird verwundetem Wilde keine Ruhe gegeben, so

rennt es in seinem Schmerze auf und davon, und der hitzige, unvorsichtige Jäger hat in der Regel nur das leere — Nachsehen. Man muß es erst krank werden lassen; es sucht am liebsten das Wasser auf, thut sich nieder, und kann dann leicht, — hat der Jäger ihm hinreichende Zeit zum Krankwerden gelassen, — von diesem sodann durch einen zweiten Schuß vollends erlegt werden. — Aber dazu gehört denn auch, daß der Jäger durch gute Schweißhunde unterstützt werde, ohne denen es ihm schwer und nur selten gelingen wird, angeschossenes Wild aufzufinden.

Das Abschießen geschieht am besten auf dem Anstande, bei Salzlecken, bei Feldern, wohin der Hirsch gern zur Nachtzeit, des Habers oder anderer Feldfrüchte wegen, ausgeht, auf der Pürsche, wo man auf ihm zuschleicht, in den Suhlen, an warmen Tagen, und dann beim Antreiben durch Menschen, welches Triebweise geschieht. Zum Erlegen des Edelhirsches, als auch des Thiers und Kalbes, bedient man sich bei Tage des Kugelrohrs, des Nachts aber eines Schrotlaufes, welcher die Kugel gut schießt; die sogenannten Dreh-Büchsen, die aus einem gezogenen Rohr und einem Schrotlauf bestehen, sind am besten zum Gebrauche, da man bei Tag das Kugelrohr, bei dem nächtlichen Anstande aber, das Schrotrohr obenauf nimmt; sie sind nicht nur bloß deßwegen bequem, sondern es trifft sich zuweilen, daß man mit dem Kugelrohr anschießt, mit dem Schrotrohr aber,

um das Stück vollends zu erlegen, gleich einen zweiten Schuß anbringen, oder zwei Stücke hintereinander schießen kann. Sonst muß sich der Jäger ein tüchtiges Kugelrohr anschaffen (wenn er anders keiner solchen Dreh-Büchse habhaft werden kann) und sich mit demselben wohl einüben, daß er die Kugel gut schieße. Das Kaliber sey lieber größer als kleiner, weil eine kleine Kugel den Körper zu wenig öffnet, bei feisten Stücken sich in die Schußwunde das Weiße eindrückt und das Ausschweißen hindert, wodurch man öfters in die Versuchung kommt zu glauben, man habe einen Fehlschuß gemacht, während das Wild eine tödtliche Wunde erhalten hat. Wie das Kugelrohr einzuschießen ist, wird im andern Kapitel abgehandelt werden.

Mit dem Kugelrohr kann man auf 150 Schritte oder 60 Klaftern Entfernung, wenn ein Hirsch oder Thier schußgerecht steht, die Kugel in die Kammer bringen, und zwar so, daß sie ihm durch und durch schlägt; allein gewöhnlich schießt man ein Stück Wild auf 100 höchstens 120 Schritte. Wenn gleich der Jäger sich aus freier Hand einüben muß, die Kugel zu schießen, so hat er auch im Walde öfters die Gelegenheit sein Kugelrohr anzulegen und seinen Schuß noch mehr Zuverläßigkeit zu geben, welches jeder kluge Jäger thun wird, wenn sich ihm die Gelegenheit darbietet. Noch ehe derselbe abdrückt, muß er hinlänglich versichert seyn, daß der Hirsch wirklich einer

von den jagdbaren ist, und nicht etwa einer von den sechs- oder achtendigen u. s. w., daß das Thier wirklich ein geltes, oder daß ein Kalb ein einjähriges, und kein Schmalthier ist. Auch das Geschlecht muß er wohl unterscheiden, sonst bringt er sein Stammwild in Unordnung, und verhindert die Vermehrung; so darf kein tragendes Thier, statt eines gelten, erlegt werden. Die Kennzeichen, daß ein altes Thier nicht mehr tragend sey, sind folgende: Ein solches Wildstück ist gewöhnlich nach vollendeter Brunft der übrigen, *allemal entfernt* von den andern, obgleich es nicht weit aus der Gesellschaft der übrigen sich wegbegibt, sondern es weidet gewöhnlich ein Stück Weges hinter den übrigen; werden sie flüchtig, so zieht es mit ihnen gewöhnlich hinten nach; die Kälber der übrigen, die, wenn sie gleich schon zu dieser Zeit vom Saugen entwöhnt sind, halten sich doch jeder Zeit in der Nähe der Mutter; das gelte Thier führt meistens den Kopf, färbt früher aus, hat einen längern, magern Kopf, hat in ihrer Nähe selten ein Kalb und sondert sich auch von der Gesellschaft der Hirsche ab; jedoch ist dieß Kennzeichen sehr betrüglich, und hängt oft von der zufälligen Stellung des Wildes ab, in welchen man es antrifft. Das Schmalthier bleibt selbst noch bei der Mutter, und gemeinlich findet man das Thier, dem das Schmalthier und das Kalb im Herbste folgt. Sicherer geht man zu Werke, wenn man von der Regel, die Thiere im Monat November und Dezember ab-

zuschießen, abweicht, und sie lieber im Monate Juli, wo die Kälber noch alle in der Nähe bei der Mutter sind und das gelte Thier keines bei sich führt, abschießt.

Die Wild- und Hirschkälber kann man auch vom Monat September bis Dezember nach und nach abschießen und trachten, daß man nur die überflüßigen im Geschlechte wegnimmt, aber immer lieber einige überzählig läßt, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, einen zufälligen Abgang im Stamme nicht ersetzen zu können.

Will man bei den Salzlecken anstehen, so versehe man solche im Monat August mit wohlriechenden Salzlecken-Einschlag, nachdem man sie zuvor mit Salzeinschlag versehen hat. Dieser riechende Einschlag besteht aus gutem, fetten, steinlosen Thon, Salz, klein gestoßener Liebstöckelwurzel, gestoßenem Fenigel und Anis (von beiden gleichviel) und gestoßenem Kampfer; man vermischt Alles dieß mit dem feuchten Thon, macht daraus Kugeln, verwahrt sie in einem reinen irdenen Topfe, worüber Papier gebunden wird. Eine solche Kugel nehme man mit in den Wald und drücke sie zwischen die Salzlecke; wenn das Wild davon gekostet hat, so kommt es gemeinlich öfter. Man macht zu dieser Zeit vorher die Hochstände bereit, welche man ungefähr zwei Klaftern hoch auf den Bäumen anbringt und in einer Entfernung von 40 Schritten anlegt. Höhere Stände sind deshalb nichts nütze, weil das Wild zu wenig Körper darbietet,

und man nur das Rückgrad zu sehen bekommt, in der finstern Nacht aber das Anschlagen und Visiren beschwerlich wird. Auf der Erde anzustehen, ist zwar des Schießens wegen am besten, aber das Wild wittert den Jäger dagegen leichter aus, und meidet die Salzlecke. Auch bei Tage geht das Wild auf die Salzlecke; deshalb macht man sich Pürschsteige, von ein oder mehreren Seiten, die man sorgfältig von Laub und Aestchen reinigt, damit man beim Auftreten sich nicht verräth; beim Ausgang derselben macht man Blenden von Reisig, damit man ungesehen bis in die Nähe der Salzlecken kommen, und seinen Schuß anbringen kann. Ein vorzügliches Lockmittel ist frisch gebrannte Wagenschmiere, womit man den Trog der Salzlecke bestreicht, das Wild liebt diesen Geruch ungemein, und reibt sich an solchen Stellen, ungefähr wie die Katzen am Katzenkraut, und wälzt sich auf der Erde. Ich habe dieß Geheimniß einem alten Jäger abgelockt, der in seinem Leben vielleicht einige Hundert Hirsche erlegt hat, und es selbst erprobt gefunden; auch ist es bekannt, daß das Edelwild an Kiefern, die stark Harz fließen lassen, sich oft reibt und fegt, bis kein Harz mehr daran zu finden ist.

Zur Zeit des Abschießens der Hirsche, soll der Jäger mit dem Hirschfänger versehen seyn, besonders beim Antreiben. Er kann sich den Stand nach Belieben mit demselben aushauen, wo er das Wild erwarten will; dann wenn ein Wild einen Schuß auf das Rückgrad erhält, sich wieder auf-

richten oder fortschleppen will, und man nicht im Stande ist es fest zu halten, um ihm den Genickfang zu geben, so haut man ihm mit dem Hirschfänger die Flechsen an beiden hintern Läufen entzwei, wodurch es gelähmt wird und man ihm sodann leicht den Genickfang geben kann; überhaupt sollte der Jäger, der mit Hochwild zu thun hat, sich angewöhnen, den Hirschfänger stets zu tragen, da ihm derselbe noch zu verschiedenen andern Gebrauch dienlich seyn kann.

Vom Abschießen des Dammwildes.

Dieses wird auf eben die Art und mit eben der Vorsicht, wie beim Hochwild erklärt wurde, ausgeführt; nur trachtet man dasselbe um die gute Decke zu schonen, und da es ohnedieß bloß im Thiergarten gehalten wird, auf den Kopf zu schießen.

Vom Abschießen des Rehwildes.

Das Abschießen des Rehwildes geschieht gewöhnlich durchs ganze Jahr, und wenn gleich der Rehbock am besten im August und September ist, so ist er im Winter doch auch nicht schlecht. Alte gelte Riken werden nicht geschont, sondern im Monat August oder July abgeschossen, wenn man sich vorher überzeugt hat, daß sie zwei Jahr hintereinander gelte geblieben sind; sonst müssen die alten Schmalriken und Schmalkitzen so viel als möglich geschont werden; auch ist es schade, wenn man

schwächere Böcke abschießt, weil man dadurch an Zuwachs vom Wildbret verliert.

Wird ein starker Rehbock von einer Familie abgenommen, so sucht sich die alte Rike sogleich einen andern aus den entferntesten Theilen des Reviers, ja auch aus fremden Orten, und bringt ihn in ihrem Standort, wo er auch bleibt.

Die Rike brunftet zweimal des Jahres. Die Brunft dauert nicht lange; nach derselben im Monat August, findet man schon Spuren der Tragbarkeit, und Rehriken, die im October und November geschossen worden sind, haben schon erwachsene Kitzen inwen gehabt. Allem Anscheine nach trägt eine Rehrike um 6 Wochen länger als ein Edelthier.

Man schießt den Rehbock auf dem Anstande und in Klopfjagden und Pürschen; in der Brunftzeit, indem man die rufende Stimme des Bocks nachahmt, wozu sich manche Jäger nur eines Buchen- oder Birkenblattes bedienen, um diesen Laut hervorzubringen, wovon auch der Ausdruck herrührt: den Rehbock aufs Blatt schießen. Der Rehbock, wenn er das Rufen hört, glaubt einen Nebenbuhler zu finden, geht dem Rufe hitzig nach, und kommt oft bis auf einige wenige Schritte den ihn schußfertig erwartenden Jäger angerennt. Manche sind aber auch vorsichtig, schleichen sich behutsam an, und sobald sie Unrath merken, bleiben sie zurück und achten nicht darauf.

Man schießt ihn gewöhnlich mit Posten, oder auch mit der Kugel; erstere Art ist gewöhnlicher

und auch besser, weil die Decke nicht so verdorben wird, wie durch die Kugel, welche dem Rehbock durchgeht und zwei bedeutende Löcher hinterläßt; wodurch sie mehr beschädigt wird, als durch die Posten. Auch erlegt man den Rehbock im Laufe mit Posten eher als mit der Kugel, da er besonders beim Klopfjagen sehr schnell angerennt kommt.

Vom Abschießen der Hasen.

So wie ein gelindes Wetter im Monat Februar oder auch noch früher eintritt, fängt der Hase schon sein Begattungsgeschäft an. Dann hat der Jäger fleißig Acht zu geben, ob nicht allzuviel Rammler von vergangener Generation übrig geblieben sind; laufen mehrere derselben einer Häsin nach, so ist dieser Fall da, und man muß trachten die überflüssigen Rammler abzuschießen; um dieß zu verrichten schleicht man in hohlen Wegen herum oder stellt sich hinter Gesträuche beim hellen Tage an; der Rammler ist dann in der Hitze und achtet auf den Menschen weniger, so daß man seiner leichter habhaft werden kann; man geht auch Nachmittags mit dem Vorstehunde in die Felder und sucht die Hasen auf, welche vom vielen hin- und herlaufen müde sind und dann dem Hunde aushalten. Das gewöhnliche Kennzeichen zur Unterscheidung eines Rammlers und einer Häsin sind die Löffel. Der Rammler legt sie auf seinen Rücken so zusammen, daß sie mit den Enden zu-

sammentreffen und am Nacken liegen bleiben. Die Häsin dagegen legt sie auseinander, und jeder Löffel ruht angedrückt an der Seite des Halses. Zuweilen thut es der Rammler auch, wenn er im Sinne hat aus dem Lager zu fahren; übersieht man dieses so hält man ihn für eine Häsin und läßt ihn fahren; alte Rammler und Häsinnen unterscheiden sich indessen auch in der Farbe des Balgs, die er aber erst bei der zweiten Haarung bekommt; seine Wolle (Haare) ist vorn an den Schulterblättern viel röther, als die der Mutterhäsin, man erkennt ihn hieran sogleich, sobald er flüchtig geworden ist, da man ihn im Lager des vorliegenden Erdreichs wegen, oft nicht erkennen kann.

Unterließe man diese Jagd, so würden die Rammler viele Häsinnen todt jagen und viele Rammler sich todt raufen; auch blieben die meisten Mutterhäsinnen gelte. Wenn gleich die Hasen zu dieser Zeit keinen sonderlichen Werth haben, so ist es dennoch besser sie abzuschießen als diesen Schaden, der weit größer in seinen Folgen auf der Wildbahn ist, geschehen zu lassen. Hat man also im Frühjahr dieses Geschäft beendigt, so hat man für das ganze Jahr Ruhe, weil die bestehenden Stammhasen sich gleichmäßig vertheilen können, um ihre Vermehrung zu betreiben.

Am nutzbarsten ist das Abschießen in den Monaten vom halben Oktober angefangen bis halben Jäner, wo sie ihre Vollkommenheit erreicht haben, sowohl im Wildbret als auch im Balg; der Jäger,

der das Abschießen der Hasen selbst zu besorgen hat, trachtet sie daher zu dieser Zeit abzuschießen und einzuliefern, und schießt sie auf dem Anstande Abends und vor Tags, dann in den Feld- und Wiesenfluren mit dem Vorstehhunde. Er muß immer Rücksicht auf den zu bleiben habenden Stamm nehmen und trachten, wo er kann, eher dem Rammler als einer Häsin das Leben auszublasen, um nicht im Frühjahr nothwendig zu haben, viele Rammler abzuschießen.

Die durch den Jäger nach und nach abgeschossenen Hasen sind immer besser, als die auf der Jagd mit mehreren Schützen und Treibern erlegten, wo der geschossene Hase den ganzen Tag über unaufgebrochen, durch die Treiber herumgeschleppt und hin und her geworfen wird, wodurch der Balg beschädigt und dem Wildbret ein unangenehmer, nicht leicht zu benehmender Geschmack mitgetheilt wird. Der Jäger bringt dagegen seine auf dem Anstande geschossene Hasen nach Hause, bricht solche gleich auf, trachtet den Balg nicht mit den Schweiß zu verunreinigen, und so fährt er fort sie nach und nach einzubringen. Auch ist der Transport in weitere Gegenden, wenn der geschossene Hase recht erfrieren kann, leichter und das Wildbret läßt sich längere Zeit aufbewahren.

Vom Abschießen des Auerhahns.

Dieser schöne Vogel hält sich mehrentheils in Hochwaldungen auf und ist außer seiner Balz-

zeit schwer zum Schuß zu bekommen; er balzet im Monat März, oder wenn der Frühling spät wird, auch im April; diese Balzzeit dauert 3 auch 4 Wochen; wenn die bisherige gute Witterung durch Schneegestöber unterbrochen wird, geht sie früher zu Ende. Will man den Auerhahn zu dieser Zeit schießen, so muß man Abends auf den Einfall, um den Stand, den er in der Balzzeit genommen, auszuforschen gehen, nachdem er sich von dem Einfall einer Henne, sehr unterscheidet, und einen größern Lärm macht. Weiß man diesen, dann kann man früher sich mit Vorsicht der Gegend nähern, sonst hätte man weit zu springen. Kennt man die Gegend seines Aufenthalts, so geht man Morgens zwei Uhr dorthin, und horcht aufmerksam auf, ob man ihm nicht balzen hört. Er beginnt dieses Geschäft, sobald es kaum merklich zu tagen anfängt; seine Stimme, die er dabei hören läßt, erschallt nicht weit; und es muß windstill seyn, wenn man ihn auf 200 Schritte wohl vernehmen kann. Er sitzt gewöhnlich auf alten ästigen und struppichten Kieferstämmen, aber in Ermangelung derselben auch auf Tannen, nicht so gern auf andern Holzarten, und nicht weit vom Gipfel des Stammes. Seine Stimme, die er dabei hören läßt, ist sehr schwer zu beschreiben, sie gleicht einem taktmäßigen Schnalzen, das einigemal hintereinander, und jedesmal anhaltender und stärker wiederhohlt wird, und mit einem sehr heftigen und anhaltendem Schnalzer

oder Schlage endigt. Nach einer Pause, in der man ungefähr 3 bis 4 zählen könnte, läßt er eine Stimme von sich hören, welche ganz dem Geräusche ähnlich ist, welches entsteht, wenn eine Gras- oder Getreidesichel mit dem Wetzsteine gestrichen wird, welches man auch bei ihm das Schleifen nennt; in einer Weile darauf fängt er wieder von Neuen an zu schnalzen und das dauert bis zum anbrechenden Morgen so fort, wenn schon die Sonne aufzugehen beginnt; dieß ist aber nur dann der Fall, wenn er wenig Hühner hat, oder im Anfange der Balzzeit. Sobald man den Auerhahn balzen hört, so bemerkt man auch gleich in welcher Entfernung man von ihm ist; ist man ihm zufälliger Weise nahe gekommen, so nimmt man seine Schrottbüchse vom Arm und fängt, sobald man den Takt vernehmen kann, bei den letzten tiefen und anhaltenden Schlag, das Springen an, indem man während jedes Schlages drei Sprünge näher macht, sodann fest und still stehen bleibt, und mit diesem Springen fortfährt, bis man unter, oder nicht weit von dem Baum gekommen ist, wo er balzt; hat man ihn nun nahe genug, so schlägt man während des Taktes das Gewehr nach ihm an, und drückt beim andern Takt, auf ihn ab. Hat man gefehlt und der Rauch steigt nicht zu ihm, sondern hat sich seitwärts verzogen, so kann man, wenn man ein Doppelgewehr hat, noch einmal nach ihm feuern, denn in diesem Augenblicke, wo er den starken anhaltenden Schnalzer macht, hört

und sieht er nicht, ja man kann von ihm wegspringen, laden, wieder zuspringen und schießen. Diese sonderbare Eigenschaft an einem Vogel, der sonst außer dieser Zeit so wachsam für sein Leben ist, ist zu bewundern; denn sobald etwas außer dieser Zeit geschieht, so merkt er es auch gleich und entflieht der Gefahr, es mag nun finster oder der Tag schon im Anbruche seyn; dann aber erkennt er auch sogleich seine schwache Seite und merkt sich dieses so genau, daß er den künftigen Morgen sich ruhig verhält und horcht, was unter ihm vorgeht; ist nun der Jäger im Sprunge und hört er denselben sich annähern, so zieht er ganz leise davon; solche gepreßte Hähne muß man äußerst vorsichtig beschleichen und anspringen, und selten nur trifft es sich, daß man einen solchen erlegen kann, sondern man muß sich auf die künftige Balzzeit vertrösten.

Die von allen Seiten bei Tagesanbruch herbeiziehenden Hennen machen es schwierig, dem Hahne näher zu kommen, wenn man in der Finsterniß nicht nahe genug gekommen ist, um ihn herunter zu schießen. Die Hühner, die ganz anders aussehen als der Hahn, kleiner sind, und mit der Farbe der Waldschnepfen und des Haselhuhns wechseln, während der Hahn ganz glänzend schwarz ist, kommen vor Sonnen-Aufgang auf ihre Plätze, sind bei dem kleinsten Geräusche aufgeschreckt und ziehen mit dem Hahn davon.

Der Auerhahn pflegt sobald der Tag angebrochen, sich von oben herab nach den Hühnern umzusehen, die sich bei ihrer Ankunft auch gleich mit dem Laute: „Kram Kram", anmelden, gewöhnlich auf einen grünen Platz ziehen, wo der Hahn sogleich herabstreicht, der Henne verschiedene posierliche Karessen macht, die ungefähr so ausfallen wie die des Truthuhns; er betritt die Henne auch so wie dieser. Die Hennen verlieren sich nach und nach auf die Weide, woher sie dann am Abend oft aus der entferntesten Gegend des Reviers zur Begattung zurückkehren. Der Hahn zieht nach vollbrachtem Morgengeschäfte meistens zum Wasser und löscht dort seinen Durst.

Im Monat Juni schon findet man junge Auerhühner, in der Größe von halb erwachsenen Haushühnern, die man in verraßten Holzschlägen vor dem Vorstehhunde mit den Händen fangen kann; allein solch unreifes Wildbret wird heut zu Tage nicht mehr so viel Liebhaber, wie ehemals, finden.

Man schießt den Auerhahn gewöhnlich mit starkem Schrot, und die Hühner werden in der Regel gar nicht geschossen.

Der Jäger weidet den geschossenen Auerhahn sogleich aus, indem er den Losungsdarm etwas weniges aufmacht, und mit einem birkenen Häckchen das Geschlinge und den Magen ausnimmt, und den Schweiß herausgehen läßt; dann packt er ihn in Tannenreisig so ein, daß der Kopf und der Schweif unbedeckt bleibt, und transportirt ihn auf diese Weise.

Vom Abschießen des Birkhahns.

Der Birkhahn ist mehr bekannt als der Auerhahn, und am liebsten in Vorwäldern oder in jungen Schlägen, die mit Birken oder Fichten gemengt sind; oder wo es häufig alte Birkenholzbestände gibt, findet er sich auch in den tiefsten Waldungen.

Seine Balzzeit ist gewöhnlich zugleich mit der des Auerhahns; er ist nicht so scheu wie dieser und man kann ihm öfters im Jahre beikommen. Aber auch in der Balzzeit ist er auf folgende Art am leichtesten zu berücken. Er balzt am liebsten in jenen Orten, die nicht sehr dicht mit Holz bestanden sind, auf Birkenstämmen, aber auch auf anderen Bäume; seine Stimme dabei ist kräftiger als die des Auerhahns und man kann ihn auf 4 und 500 Schritte hören, übrigens noch schwerer zu beschreiben als die des Auerhahns. Man läßt sich den Birkhahn in seiner Lebensgröße vom Bildhauer ausschneiden, bestreicht den so zugeschnittenen Körper mit zerlassenen warmen Schusterpech, nimmt die Federn von einem todten Birkhahn und bekleidet ihn damit; das rothe um die Augen macht man aus rothem Tuche, und statt den Augen setzt man gläserne Kügelchen ein; die Flügel nagelt man an beiden Seiten an, und der Schweif wird ebenso am gehörigen Orte befestigt.

Diesen so verfertigten Birkhahn, befestigt man zur Balzzeit auf einer Birke, so daß er recht

sichtbar wird, und macht in der Entfernung von einer Kernschrotschußweite eine Hütte in die Erde, die man mit einem Reisigdache versieht, in welcher man eine Oeffnung gerade gegen den Baum macht, wo der Afterbirkhahn sitzt; vor Tagesanbruch verfügt man sich in die Hütte und hört auf das Balzen des Birkhahns. Sieht nun der lebendige den falschen, so fliegt er sogleich zu ihm, um ihn aus seinen Revier zu vertreiben, und wird dann aus der Hütte geschossen. Auch kann man ihn locken, wenn man sein Rufen nachzuahmen versteht, worauf er in der Meinung, einen Nebenbuhler zu finden, sogleich hergelaufen oder angestrichen kommt und auf den falschen Birkhahn hinfliegt, wo er dann geschossen wird. Auch pflegt zuweilen ein zweiter Jäger in der Gegend herumzuschleichen, um die Hähne aufzutreiben, welche sobald sie den falschen sehen, sich gleich neben an setzen. Es ist besser man macht sich gleich mehrere Stücke und auch mehrere Hütten, wenn nämlich zu der Zeit so viel Jäger auf den Anstand gehen können; ist dieß nicht der Fall, so setzt man die Afterhähne auf eine Birke nicht weit auseinander, wo der Birkhahn um so hitziger zufliegt. Außer der Balzzeit, und besonders im Herbste, wenn die jungen Hühner schon ausgewachsen sind, oder schon der Vollkommenheit sich nähern, sucht man sie mit dem Hunde auf, wozu nicht immer ein Vorstehhund nöthig ist; ein gemeiner Haushund, oder noch besser ein Pudel, läßt sich leicht dazu abrichten,

daß er sobald er auf die Birkhühner kommt, sie aufsprengt; sie bäumen vor dem Hunde auf und betrachten ihn mit Neugierde; der Hund gibt Laut auf sie, springt um den Baum herum und der Jäger schleicht sich sachte zu dem Orte hin und schießt den Birkhahn herunter; zuweilen kann man auch den Vorstehund, zum Bellen auf Birkhühner abrichten, und ein so abgerichteter Hund verbellt eben so gut den Auerhahn, so wie den Fasan.

Die Birkhühner lassen sich auch im Winter in Schlingen fangen, die man bei Wacholder-Sträuchen aufstellt, allein da auch die Hühner dabei gefangen werden, so ist es nicht rathsam dergleichen aufzustellen.

Dieses Mittels bedienen sich gemeinlich die Raubschützen, um des Wildes habhaft zu werden, man muß daher diese Orte fleißig untersuchen, und auf die Thäter Acht haben.

Junge Birkhühner gibt es auch schon im Monat Juni; man kann solche mit dem Vorstehunde auffinden und mit dem Deckgarne einfangen, wo man oft die ganze Brut auf einmal bekommt.

Man schießt den Birkhahn mit Hasenschrot, die Hühner werden aber in der Regel nicht geschossen.

Vom Abschießen der Haselhühner.

Die Haselhühner werden alljährlich seltener und diese schönen und delikaten Vögel vermindern sich bloß aus der Ursache, weil man zu wenig

Kenntnisse hat, um sie gehörig zu behandeln. Wenn man gleich auch zugeben muß, daß passende Aufenthaltsorte in den Waldungen seltner werden, so würde doch dieser Umstand allein nicht hinreichen, sie in so großer Zahl zu vermindern.

Wem es wirklich Ernst ist, diesen Vogel in Vermehrung zu bringen und auch in zahlreicherem Stamme zu erhalten, dem rathe ich, die Schrotflinte an der Wand hängen zu lassen und sich lediglich des Steckgarns zur Zeit der Abnahme zu bedienen.

Im November, wo die jungen Haselhühner schon hinlänglich stark sind, und man einige in Abfuhr zu bringen hat, stecke man in die Gegend, wo sie sich aufhalten in die dichten Bestände einige Stück Steckgarn ein, und lasse solche einige Tage dort stecken, versuche des Tages ein oder zweimal in einer Entfernung anzutreiben, indem man mit einer Glocke, so man Schafen anzuhängen pflegt, läutet und wie Schafe blöckt; (wie man es zu machen pflegt, wenn man Rebhühner in's Steckgarn eintreibt) den alten Hahn und die Henne, wenn sie sich gefangen, sogleich wieder in Freiheit setzt, so wie auch die jungen Hühner, denn da diese Vögel paarweis wie die Rebhühner leben, so darf man nur die überzähligen jungen Hähne abnehmen, bis man eine hinlängliche Anzahl vom Stamm sich gebildet hat, und man die Generation paarweis abnehmen kann.

Die Haselhühner laufen gern in die Schlingen, die auf Schnepfen aufgestellt sind, besonders wenn der Eingang gut ausgekehrt ist. Da sie auch die Vogelbeere gern genießen, so hängen sie sich auch gern in die Dohnen ein, die man auf Drosseln und Krammetsvögel aufsteckt, und daher muß der Fang auf solchen Orten ganz aufhören. Sie vermehren sich ziemlich zahlreich und mehrere Familien leben neben einander in friedlicher Ruhe.

Vom Abschießen der wilden Tauben.

Von den drei Sorten Tauben, die zu uns brüten kommen, genießt man nur die Ringel- und Hohltaube, und selbst die alten von diesen sind im Wildbret hart und zähe; man schießt daher im Frühjahr die Tauben nur dann, wenn man ungefähr zum Schuß kommt, und trachtet lieber dagegen die jungen Tauben, welche schon bald ausfliegen wollen, zu erhalten und abzuführen. Man überläßt dieß Geschäft gern den Lehrlingen des Waidwerks, und der Jäger kann zu der Zeit etwas wichtigeres vornehmen.

Vom Abschießen der Waldschnepfe.

Dieser Zugvogel wird im Frühjahr vom Jäger mit Begierde erwartet, um ihn auf dem Abend- und Morgen-Anstande zu schießen; sein schwimmend scheinender rascher Flug, macht den Eifer rege, ihn herunter zu schießen, und selbst wenn gefehlt wurde, frisch zu laden und neuerdings zu

versuchen ihn herunter zu holen. Hierzu gehört schon ein gewandter Schütze, ein rasches Pulver, gutes Blei im Schrote, und Körner, die gleich groß, vollkommen rund und nicht gar zu klein sind, aber auch eine gute Schrotbüchse ist hierzu benöthigt.

Das Schießen der Waldschnepfe auf dem Anstande ist mehr eine Erhohlung, ein wahres Fest, als nützliche Ausführung der Jagd; der Jäger fängt mehr in den angelegten Schnepfenläufen als er mit dem Gewehr zu erlegen im Stande ist, besonders im Herbste, wo sie weniger zum Vorschein kommt, ausgenommen man stößt sie mit dem Hunde auf. Der Jäger thut daher wohl, wenn er an jenen Orten seines Reviers, Schnepfenläufe anlegt und fleißig unterhält; nur da, wo Haselhühner sind, muß, wie ich schon erwähnt habe, dieß unterbleiben. Die Waldschnepfe fängt man auch in Steckgarnen ein, indem man diese im Frühjahr und Herbst an solche Orte bringt, nur muß man versichert seyn, daß sie nicht gestohlen werden. Der Jäger muß überhaupt immer trachten, mit wenig Mühe viel zu fangen, das Schießen nur für den Fall zur Hand nehmen, wenn er den Schuß nicht vergeblich machen kann, und damit nicht anderes, wichtigeres Wild beunruhigt oder aus seinem Revier wohl gar weggesprengt werde, wodurch er sich dann mehr schaden als nützen würde.

Vom Abschießen und Abfangen der Rebhühner.

Der Jäger thut hier weit besser, wenn er bei Abnahme der Rebhühner, nur in nothwendigen Fällen die Schrotbüchse ergreift, und sich lieber des Netzes und des Strickzeuges bedient.

Nur im Frühjahr bei der Einpaarung der Rebhühner ist es nothwendig, daß er sein ganzes Feldrevier mit dem Vorstehunde durchgeht und die überflüssigen Hähne wegschießt. *Wenn es mehr* Hähne als Hühner gibt, so raufen erstere untereinander, und letztere bleiben gelte; die Vermehrung wird dadurch sehr gehindert, und diesem Nachtheil beseitigt man dadurch, wenn man auf obige Weise die Einpaarung selbst ordnen hilft; man muß sich aber hüten mehr Hähne abzuschießen als nothwendig ist, weil mehrere Weibchen ohne Männchen bleiben und keine tauglichen Eier legen, da sie nur paarweise sich vermehren können. Vorzüglich muß man bemüht seyn, die alten Hähne wegzuschießen; sie sind viel zu unverträglich. Entweder nimmt man sie im Herbste weg, *wenn* die jungen Hähne bereits gabeln, das heißt, wenn sie die Stärke erreicht haben, daß sie im Schwanz zwei rothe Federn bekommen, die eine Gabel bilden, — zu welcher Zeit diese dann den alten Hahn nicht mehr bedürfen. — Oder man schießt die alten Hähne im Frühjahr — die sich zuerst paaren — ab. Dadurch gewinnt man offen-

bar; denn auf demselben Raum, welchen Ein alter Hahn einnimmt, vertragen sich wohl vier junge Hähne gerne mit ihren Hühnern.

Zum Abfangen der Rebhühner bedient man sich verschiedener Netze, als vorzüglich des Hochgarns, Nachtgarns und des Steckgarns; man hat dabei den Vortheil, daß man die alten Hühner, welche immer mehr Eier als die jungen erbrüten, gleich wieder, so wie die Hühner von der neuen Brut, frei lassen kann, überhaupt hat man beim Netzfang die Hühner mehr in seiner Gewalt, als mit dem Gewehr, wo man nicht im Stande ist beim Auffliegen einer ganzen Kette Hühner sie zu unterscheiden, sondern das erste beste auf's Korn faßt.

Beim Abschießen der Rebhühner ist man überdieß nicht im Stande zu verhüten, daß nicht dann und wann ein angeschossenes Stück verlohren geht; beim Abfangen ist dieß nicht möglich; endlich kommt auch das Abfangen mit Netzen dem Jäger wohlfeiler.

Gleich nachdem der Schnitt zu Ende gegangen ist, oder wenn derselbe sich seinem Ende naht, soll der Jäger mit dem Vorstehhunde sein Revier durchgehen und sich den Ueberschlag machen, wie viel er an Hühnern abnehmen könne, ohne dem Stamme nahe zu treten, weil sie nicht in jedem Jahr sich gleich zahlreich vermehren; ein trockener nicht all zu nasser Sommer ist ihnen am günstigsten, dagegen ein nasser Sommer mit vielen Re-

gengüssen, den Rebhühnern so wie den Hasen gleich schädlich ist.

Es ist überhaupt nothwendig und nützlich, wenn der Revierjäger sich ein Verzeichniß über die mögliche Abfuhr der Hasen und Hühner verfertigt, welches er seiner Herrschaft zur Einsicht schickt, wie viel dieselbe von ihrer Wildbahn zu gewärtigen hat.

Vom Abfangen und Abschießen der Wachtel.

Diese fängt man gewöhnlich im *Frühjahr* in der Balzzeit mit Steckgarnen, die man eigends hierzu verfertigt, oder auch nur in Lerchensteckgarnen, mit dem Wachtelrufe; allein der Fang ist nicht ausgiebig und daher auch nicht mühelohnend, nur da, wo sie häufig vorhanden sind, kann er sich auszahlen, was gemeinlich dort ist, wo viel Weizen, Hirse und Hanf gebaut wird. Im Herbste schießt man sie in den Stoppeln vor dem Vorstehhunde, wenn man von ungefähr darauf kommt; ebenso unbedeutend ist der Wachtelkönig für die Jagd.

Vom Abfangen und Abschießen der Lerche.

Der Lerchenfang ist ein wichtiger Zweig der Jagd. Im Frühjahr ist das Abfangen und Abschießen derselben der Vermehrung schädlich, und man erlaubt es nur den Lehrlingen sie in dieser Zeit zu schießen, um sich das Schießen im Flug und Sitzen einzugewöhnen, und ihnen die Scheu

vor dem Feuer durch öfteres Schießen abzugewöhnen. In der Regel fängt man sie mit Steckgarnen, die hierzu die besten sind; aber auch mit Kleb- und Nachtgarnen; letztere sind jedoch da, wo viele Rebhühner sind, nicht mit sonderlichen Nutzen anwendbar.

In Jahrgängen, wo die Lerchen sich der günstigen Witterung wegen recht vermehren konnten, ist ihr Fang ziemlich einträglich und zahlt reichliche Zinsen für die Kosten der Beischaffung von Steckgarnen.

Der Fang mit dem Steckgarn und dem Lerchenfalken ist zu allgemein bekannt, als daß es hier nothwendig wäre, ihn zu beschreiben.

Man bewahrt die todten Lerchen auch im Winter ziemlich lange, wenn man sie sobald sie noch frisch sind, sauber abrupfet, ihnen sodann hinten einen kleinen Einschnitt macht, mit einem dratenen Häckchen das Gescheide herausnimmt und die Oeffnung mit einigen Stichen zunäht. Dann nimmt man einen irdenen Topf oder auch ein Fäßchen von Eichenholz, zerläßt darinn so viel Schmalz als nothwendig und legt die Lerchen recht dicht in die Butter neheneinander, legt neuerdings eine Reihe oder Lage dieser so zugerichteten Lerchen ein und fährt damit so fort bis der Topf oder das Fäßchen voll ist, dann wird es vollends mit Schmalz so zugegossen, daß nichts von den Lerchen zu sehen ist. Je dichter die Lerchen an einander gedrückt werden, desto weniger Schmalz ist hierzu nothwendig; das

Ganze wird sodann in einem kalten Keller aufbewahrt. Will man sie weit verschicken, so wird das Fäßchen oben mit einem dichten Deckel vermacht, mit Bouteillen-Pech die Fugen oben zugegossen und bei kalter Witterung versandt. Wenn man solche zu gebrauchen anfängt, nimmt man die obere Lage heraus, reinigt sie von den überflüßigen Schmalz und bratet sie; beim Anrichten wird der Faden, womit die Oeffnung zugenäht war, herausgezogen, und das Schmalz in das die Lerchen eingepackt waren, kann zu allerlei andern Küchenbedürfnissen verwendet werden.

Es geschieht öfters im Herbste, daß das Eis ausgegangen ist, oder daß der Jäger zu entfernt von dem Orte wohnt, wohin er seine Abfuhr an Wild zu machen hat, und sein geschossenes Wild ein paar Tage aufzubewahren wünscht, um es bei größerer Anzahl abzuschicken, dann kann man (vorzüglich Fasanen, Birk-, Hasel-, Rebhühner und Lerchen) alles ins Getreide legen und damit dicht überschütten; am besten ist dazu schweres Getreide, als Weizen, Korn, Erbsen; in diesem Zustande erhält man das Wild 3 auch 4 Tage frischer als in Kellern, nur muß den Katzen der Zugang verwehrt bleiben.

Vom Abschießen und Abfangen des Wasserwildes.

Die Fischotter, die im und beim Wasser sich aufhält, gehört dem Wilde zu, welches sich

auf dem Wasser ernährt; der Jäger, der in seiner Wildbahn viele Teiche und Bäche hat, wird neben dem Wasser-Geflügelwild die Fischotter entweder einheimisch finden, oder Gelegenheit haben, dieselbe in ihren Werken zu spüren.

Sie verräth sich gemeinlich durch dreierlei Spuren; durch die Fährte, durch den Ort, wo sie die verzehrten Fisch-Ueberbleibsel hinterläßt, und dann, wo sie ihre Losung hinwirft; beides geschieht auf trockenen Hervorragungen aus dem Wasser, auf Reinen oder Erderhabenheiten; ihre Losung läßt er nie ins Wasser fallen, sondern auf die genannten Orte und wird da von einheimischen oder wilden Enten begierig verschlungen. Da die Ueberbleibsel von Fischen dagegen wieder von Krähen und auch Enten weggeräumt werden, so findet man diese Spuren sehr schwer; man muß daher zeitlich am Morgen den Bach und die Teiche besichtigen, wo man glaubt, daß die Fischotter ihr Unwesen treibt. Die Fährte trachtet sie so viel als möglich zu verhüten; wo der Bach seicht ist, geht sie zu Fuße, in Tiefen schwimmt sie, senkt sich in die Tiefe hinab und jagt den Fischen nach, kommt aus der Tiefe des Wassers wieder in die Höhe der Oberfläche; auch schwimmt sie zuweilen ganze Strecken im Wasser und hält nur die Schnauze heraus, dieß ist gewöhnlich ein sicheres Zeichen, daß sie ans Land gehen will, aber nur mit dem Geruch, welcher äußerst scharf ist, die Sicherheit der Landung vorerst ausspähet.

231852

Mit dem Gewehr ist es daher schwer der Fischotter beizukommen, ausgenommen im Sommer, wo Junge sind, kann man das Weibchen und die Jungen leicht erhalten, wenn man mit guten Hunden ihren Aufenthalt erspähet hat, außer dieser Zeit ist ihr schwer beizukommen; inzwischen wer mit Tellereisen gut umzugehen weiß, kann mit nachfolgenden drei Witterungen alles ausrichten, was er beim Fang mit Eisen nur wünscht.

Man legt starke eigends hierzu gemachte Tellereisen und trachtet hauptsächlich sie auf ihre Plätze zu legen, nämlich da, wo sie ihren Raub zu verzehren pflegt, oder ihre Losung hinsetzt. Die erste Witterung ist folgende. Man nehme einen Eßlöffel voll reines Hühnerfett, ungefähr 1 Loth im Gewichte, und zerlasse es in einem Teller auf gelinden Kohlenfeuer, daß es nicht anbrenne; in dieses Fett, wenn es zerlassen ist, gebe man 2 Quentchen Anisöhl, aus der Apotheke, je frischer desto besser, dann 8 Gran Ambra, 8 Gran Bisam, 8 Gran Bibergeil, 4 Gran Kampfer, zerstosse solches zuerst recht klein, gebe es in das warme Hühnerfett und rühre es mit einem gläsernen Stiele oder Röhre recht um, thue es in ein reines Glas und verwahre es mit einer dichten Ueberdeckung vor dem Auswittern, und im kalten Orte.

Das wohlgeputzte Tellereisen wird bei Legung desselben mit der Witterung überstrichen und mit

einer leichten Kette am Ufer befestigt, mit kleinem reinen Flußsand übersiebt und unkenntlich gemacht.

Die zweite Fischotter-Witterung macht man aus ungefähr 2 Loth zerlassenen Schweinfett, vermischt darein 4 Gran Bibergeil, 8 Gran Kampfer und verfährt wie oben.

Die dritte Witterung macht man aus ½ Pf. rein zerlassenen Schweinfett, ½ Pf. Heringsöhl, dann nimmt man beim Schuhmacher, der mit solchem Leder arbeitet, die Abschnitzel von ächtem russischen Juchten, zerschneidet sie in kleine Stückchen, legt solche in das noch warme Fett und verwahrt das Ganze gegen die Auswitterung; beim Gebrauche nimmt man ein Fleckchen von diesem Leder und streicht damit auf dem Eisen das Fett auseinander.

Die Fischotter wandert gern weit, Wasser aufwärts wenn der Mond im Abnehmen, und Abwärts wenn er im Zunehmen ist; dieses ist erprobt, man darf aber nicht ungeduldig werden, wenn die Fischotter sich nicht gleich fängt, sondern gedulde sich mehrere Wochen lang und sehe zu, ob die Eisen ruhig und unverrückt liegen, und zwar täglich von weiten, alle Wochen aber einigemal in der Nähe und wenigstens alle 14 Tage bestreiche man die Witterung am Eisen von Neuem.

Vorbeschriebene drei Witterungen sind erprobt und leisten, vorzüglich die erstere, alles; allein sie ist nicht wohlfeil und muß manchmal 2 bis 3 Mal wiederhohlt werden, ehe sich die Fischotter fängt. Zum Schuß- oder Fanglohne hat

der Jäger oft nur 2 Gulden, ist dabei in Gefahr die Eisen zu verlieren, das öftere Nachsehen erfordert viel Geduld und Versäumung so mancher andern Geschäfte; es ist daher nothwendig, daß der Jäger einen angemessenen Schußlohn dafür erhalte, welches um so leichter geschehen kann, da die Fischotter gewöhnlich gut verkauft wird.

Vom Abschießen oder Abfangen der wilden Gänse.

Am häufigsten schießt man sie in der Jugend, sobald sie anfangen die Flügel zu gebrauchen, wo man mit hierzu vorräthigen Kähnen, die Teiche und Seen befährt, in Schilf und Rohr eindringt, sie nach seichten Wasserstellen hindrückt und dann mit Hunden auftreiben läßt; im Fluge schießt man sie dann herunter; auch fangen die Hunde die jungen Gänse in dem Schilfe und machen manchmal eine größere Niederlage unter ihnen, als es der beste Schütze im Stande ist. Im erwachsenen Zustande werden sie auf dem Anstande, Abends und Morgens, mit Schrot geschossen, wenn sie auf die Saatfelder ausfallen.

Wo viele Teiche oder Seen sind und die Jagd des Wasserwildes sich auszahlt, da ist es für den Jäger, der diese Jagd selbst besorgt, besser, wenn er den Fang mit Netzen und Schlingen betreibt, weil er damit weit mehr und wohlfeiler einfangen, als abschießen kann. Durchs Schießen vertreibt man besonders im Herbste, wo verschiedenes frem-

des Geflügel ankommt, sehr viel solcher angenehmen Gäste; die man bei dem stillen Einfangen gar nicht beirrt, und ihnen der Aufenthalt, der scheinbaren Ruhe wegen, so angenehm wird, daß manchmal nur ein geringer Theil mit dem Leben davon kommt. Die langen schmalen Teiche, welche mit Rohr und Schilf auf den Rändern recht stark verwachsen sind, eignen sich am besten zum Fangen mit Netzen und Schlingen.

Die wilden Gänse sind sehr scheu und man kann ihnen selten Schußweit zukommen, deßwegen hat der Fang auch schon den Vorzug gegen das Abschießen.

Nicht auf allen Teichen brüten die Gänse, sondern nur große Teiche und Seen oder unzugängliche Moräste, sind ihr gewöhnlicher Aufenthalt.

Vom Abschießen und Abfangen der wilden Enten.

Die Enten brüten gern bei Morästen und auf kleinern Teichen, wo sie nur einigermaßen Ruhe haben, weil sie da mehr Nahrung an Fischen, jungen Fröschen und Krebsen finden, was bei großen Seen und Morästen nicht der Fall ist.

Der Jäger, der allein die Jagd besorgt, sorgt für die Ruhe in der Brutzeit, so viel er kann, und wenn die Jungen einmal schon so weit erwachsen sind, daß sie fliegen wollen, so fängt er auch zu dieser Zeit an sie einzufangen; zu dieser Absicht legt er seine roßhaarenen Schlingen in das

Schilf bei den Wechseln ein, durchgehet sie sodann alle Tage, nimmt das Gefangene heraus und stellt die verrückten Schlingen wieder zurecht. In solchen Schlingen fängt sich nicht bloß die Ente, sondern auch manchmal die Blaßente, der Taucher und das Rohrhuhn. Gemeinlich würgt sich das in den Schlingen gefangene Wassergeflügel nicht todt; sondern bleibt lebendig angehängt, bis man es herausnimmt; will man daher die Weibchen schonen, so kann man sie frei lassen.

Man fängt auch die Enten mit Angeln, indem man eine starke Schnur zwischen zwei Pfähle im Schilfe anspannt und an diese die Angeln mit schwachen Schnüren, ungefähr eine Elle von einander anknüpft und solche gegen das Wasser so tief herabhängen läßt, das es die Ente gemächlich erreichen kann; zum Köder bedient man sich eines Stückchens Fleisch, von der Größe, daß sie es mit sammt der Angel gemächlich verschlingen kann, auch nimmt man dazu Weisfische, wenn man solche bei der Hand hat.

Die Pfähle pflegt man im Winter durch das Eis einzuschlagen und ihnen die gehörige Entfernung zu geben, was sich leichter thun läßt, wenn das Schilf weggehauen ist und man auf dem Eise überall freien Zutritt hat. Auf diese sodann im Sommer eingespannten Schnüre, kann man auch Netze einhängen, welche man aus alten unbrauchbaren Hochgarne herausnehmen kann. So ein Netz wird unten mit eisernen Ringen beschwert und

in das Wesser eingesenkt, oben in die Schnur aufgefädelt, und der übrig gebliebene Kern auf die Schnur überworfen; geht nun die Ente in das Garn, so zieht sich der Kern herab, sie verwickelt sich und ist gefangen; ebenso ergeht es allen andern Geflügel, und selbst der schlaue Taucher, der bei Ansicht des Garns sich durch das Untertauchen retten will, fägt sich unter dem Wasser, verwickelt sich in das Garn und erstickt unter der Wasserfläche.

Aus einem alten Hochgarne auf Rebhühner kann man zwei Höhen haben, man schneidet es in der Mitte von einander und erhält sodann zwei Längen zum Aufstellen auf Wassergeflügel.

Das Fangen der Enten mit der Angel, ist eine der mißlichsten Arten, besser ist die mit Schlingen, am besten aber die mit Netzen auf die eben beschriebene Art.

Der Fang mit Schlingen und Garn zahlt sich mehr und besser aus, als durch das Abschießen, wenn der Jäger ein noch so guter Schütze wäre. Das Geflügel fängt sich bei Tag und Nacht von selbst, besonders im Spätherbste, wenn das fremde angestrichen kommt; es fängt sich auf allen Teichen zugleich, indeß der Jäger nur auf einen seyn kann, und von den Abends in der Dunkelheit ankommenden Gästen, die frühzeitig Morgens wieder abgehen, gar keine Kunde haben kann.

Da, wo man im Herbste das Schilf aus den Teichen an die Deckenmacher verkauft, oder zu andern ökonomischen Zwecken verwendet, schadet

man dadurch dem Fang der Enten und andern Geflügelwild sehr, und in diesem Falle bleibt nur dem Jäger die Schrotflinte übrig, um so viel als möglich zu erlangen, was aber nur selten gelingt; besser ist es, das Schilf oder Rohr bei gefrornen Teichen abzumähen und dann zu den ökonomischen Bedürfnissen abzuführen. In diesem Falle aber thut man wohl, wenn man eins gegen das andere erwägt, den Nutzen berechnet, den eins oder das andere gibt, denn das Schilf und Rohr gehört zu dem Erträgniß des Teiches, und beides wird gut bezahlt, so wie das Geflügel. Läßt es sich aber thun, daß man erst dann das Schilf und Rohr abnimmt, wen der Teich gefroren und das Wasserwild gänzlich weggezogen ist, so hat man zwei nutzbare Gegenstände vereinigt, und dieß ist auch größtentheils möglich.

Noch gibt es eine Menge anderer Wasservögel, als der Becasin, der Gold- oder Wiesenschnepf, der Kiebitz und andere mehr, die zu der Gattung der Strandläufer gehören, ein Heer von Seeschwalben und Möven. Den Becasin fängt man, wie die Waldschnepfe, sehr leicht in Schlingen. An den Ufern zugänglicher Moräste steckt man die Schlingen zwischen zwei Pflöcke ein und kehrt den Einlauf recht tief aus; legt man ein paar Schock solcher Schlingen bei einem solchen Moraſt, so kann man versichert seyn, daß man mehr fängt, als der geschickteste Schütze mit dem Gewehr erlegen kann. Auf die Seeschwalben läßt man angehende

Lehrlinge im Frühjahre schießen, um sich im Flugschießen einzuüben; da zu dieser Zeit die Enten in der Brut sind, so wie auch das übrige Geflügel, so sind sie vom Teiche durch das Schießen nicht so leicht wegzuscheuchen. Später wird das Schießen auf diese Vögel dadurch schädlich, weil man das Geflügel vom Teiche wegsprengt.

V. Kapitel.

Von den Gesellschafts-Jagden hoher Obrigkeiten und Jagd-Inhaber.

Wenn hohe Obrigkeiten zu ihrer Erhohlung und Vergnügen Jagden vornehmen, so ist es nothwendig, daß der Revierjäger, oder der die Jagd leitende Oberjäger, die Wildbahn vollkommen kenne, und nicht durch schlecht getroffene Einrichtung, seiner eigenen Herrschaft und den Gästen, statt Vergnügen nur Strapazen, und Verdruß über das Mißlingen der Jagd verursacht. Wenn der Jäger in seinem Revier wenig bekannt ist, so daß er selbst nicht weiß, wo er ist, oder wie dieser oder jener Trieb genommen werden soll, oder nicht weiß wohin die Schützen oder Treiber anzustellen kommen; dann läßt sich nichts erfreuliches erwarten.

Aus einer solchen Verlegenheit hilft sich aber der gebildetere Jäger leicht, er theilt sich sein Revier in ordentliche Triebe, im Walde so wie im Felde, ein, bezeichnet sich solche mit verschiedenen Merkmalen und kann in kurzer Zeit die Jagd vollkommen gut leiten.

In Waldungen pflegt man den Trieb, um ihn kenntlich zu machen, mit einem klafterbreiten Durchhau zu bezeichnen, und legt ihn an die bereits meist vorhandenen 4 bis 6 Klafter breiten Alleen an, die zugleich als Straßen verwendet werden, und die vielen und unnöthigen Wege im Walde entbehrlich machen, und nebstbei dem Jäger die verschiedenen Geschäfte im Walde erleichtern.

Wenn man für eine Gesellschaft von 12 Schützen die Triebe im Walde einrichten will, so ist erforderlich zu wissen, wie groß die Triebe ausfallen müssen. Nimmt man den Zwischenraum zwischen zwei Schützen 60 Schritt oder 24 Klafter an, so muß die Front von dem Triebe, auf welchem die Schützen stehen, 252 Klafter lang seyn, und werden 504 Klafter zur Triebslänge angenommen, so wird von einer Fläche von ungefähr 142 Jochen, das Wild zugetrieben. Wenn man die Seitenflügel nicht versperren will, so sind wenig Treiber nöthig; man bedarf dann nur 42 Mann und die Treiber kommen 15 Schritte oder 6 Klafter weit auseinander zu stehen.

Sollen aber die Seitenflügel von den Schützen bis zur Treiberlinie nur von einer Seite ge-

sperrt seyn, so bedarf man um 84 mehr, und sollten beide Seitenflügel von 1008 Klafter Länge, nebst dem Triebflügel gut bestellt seyn, so braucht man 210 Treiber; mehr als diese Zahl sind überflüßig, aber weniger kann man nicht leicht annehmen, wenn man das Wild gehörig bis an die Schützen antreiben will.

Wo öfter gejagt wird, bezeichnet man sich die Abtheilungslinien eines Triebes im Walde mit Strohwischen oder mit Büscheln von altem Grase, die man an Bäume aufhängt; wo es aber über leere oder kahle Strecken geht, steckt man solche mit Pflöcken, die mit diesen Wischen versehen sind, aus, und zwar so von einander, daß man einem leicht vor dem andern unterscheiden kann, ohne nöthig zu haben, ihn erst lange zu suchen. Werden die Merkmale immer erhalten, so braucht man auch keine Durchschnitte zu machen.

So vielerlei Wild es gibt, so vielerlei Jagden können gemacht werden, wenn man nämlich eine jede Wildgattung für sich jagen will, was aber überflüßig ist, und bei Gesellschaftsjagden wird gewöhnlich Alles, was angerennt kommt, wenn es männlichen Geschlechts und nur halb erwachsen ist, geschossen. Obgleich auch heut zu Tage nicht mehr mit der Hitze und mit mehr Schonung des Stammwildes, die Gesellschaftsjagden ausgeführt werden, so bleiben sie dennoch sehr nachtheilig für das Stammwild, weil manches Stück Wild angeschossen wird und verloren geht, und die Kosten

der Treiber hier gleichfalls das Jagderträgniß schmälern; in diesem Falle muß aber dem Vergnügen des Jagd-Genußes, der rentliche Vortheil weichen.

Bei den Jagden im Walde ist es nothwendig, daß die Schützen so viel als möglich in einer geraden Linie angestellt werden, und zwar so, damit einer den andern sieht, wo er steht, nicht nur darum, daß ein zwischen sie durchlaufendes Stück Wild eher erlegt werden kann und sich die Schützen gegenseitig unterstützen können, indem man immer zwischen zwei mittelmäßige Schützen, einen bekannten guten stellt, sondern hauptsächlich auch darum, damit einer den andern nicht erschießt oder zum Krüpel macht; die Schützen müssen auf ihren angewiesenen Standort bleiben, sich nicht eigenmächtig auf einen andern begeben und ihre Nachbarn hierdurch geniren, sondern an ihrem Standorte so lange verweilen, bis die Treiber angekommen sind.

Ordnung erleichtert alle Geschäfte, so auch das Jagen; eine ordentlich geführte Jagd wird nicht nur allein Nutzen, sondern auch Vergnügen gewähren. Um daher die Treibjagden mit Ordnung zu führen, ist für den Jäger Nachfolgendes zu wissen nothwendig.

Bei den Treibjagden im Walde (so wie im Felde) überlade sich der Jäger nicht mit einer übermäßigen Anzahl von Treibern, sondern wähle sich die benöthigten, wo es seyn kann, lieber aus der Klasse der erwachsenen Jugend und Männer.

Bei den Jagden auf Hasen in Waldungen, wo keine Seitenflügel gesperrt werden, sind 4 Jäger nothwendig. Von diesen vieren stellt einer, welches gemeinlich der Forstbeamte ist, die hohen Herrschaften an; zwei andere stehen auf den Flügeln der Treiber; der vierte ist in der Mitte, führt das Centrum der Treiber, und läßt die Hälfte derselben links und rechts sich gleichweit aufstellen. Auf den, der den rechten Flügel führt, müssen alle hinsehen, um nicht vorwärts oder rückwärts zu kommen; da ein jeder Treiber den zur rechten Hand gehenden Nachbar sieht, wenn es gleich im Walde ist, so kann keiner vorwärts noch rückwärts bleiben; der in der Mitte stehende Jäger hält die ihm an der rechten Hand gehenden Treiber in Ordnung, der am linken Flügel gehende trachtet die zweite Abtheilung bis an den in der Mitte gehenden zu leiten.

Sind die Schützen aufgestellt, so gibt der Oberjäger das Zeichen zum Treiben auf seinem Jagdhorn und nun gibt der am rechten und linken Flügel, so wie der in der Mitte befindliche Jäger, gleichzeitig auf ihrem Jagdhorn das Zeichen zum Treiben. Sollten die Treiber eines Flügels noch nicht aufgestellt seyn, so erfolgt von einem Jäger ein kurzer Stoß aufs Jagdhorn, als eine Antwort, daß man sich bemüht die Aufstellung der Treiber zu beschleunigen, und sobald man fertig ist, wird das Zeichen zum Treiben gegeben.

Ist man in die Schußweite der Schützen gekommen, welche am rechten und linken Flügel an der ausgesteckten Linie der beiden Seiten besonders, mit einem großen Strohwisch, bezeichnet ist, so gibt der am rechten Flügel gehende das Zeichen mit dem Jagdhorn. Dieß wiederhohlt der in der Mitte und am linken Flügel gehende, und nun schießen die Schützen nicht mehr in den Trieb hinein, sondern lassen die Hasen hinter sich laufen und schießen solche rückwärts nieder.

Wird so viel geschossen, daß man mit dem Laden der Gewehre nicht fertig werden kann, so gibt der Oberjäger ein Zeichen auf sein Horn, entweder zum langsamen Treiben, oder wohl gar zum Stillstehen, bis Alles wieder geladen hat, dann gibt er das Zeichen zum weitern Abtreiben. Eine Hauptregel bei Treibjagden, besonders auf Hasen, ist: die Treiber nur langsam vorrücken, und öfters ganz anhalten zu lassen. Gehen die Treiber zu rasch und eilig vorwärts, bricht das Wild gern auf den Seiten durch, oder geht gar durch die Treiber zurück.

Kommen die Treiber zu Ende des Triebes bis zu der Schützenlinie, so bleiben die Treiber ruhig und jeder auf seinem Posten stehen. Das abgeschossene Wild wird zusammengetragen, und abgezählt an die Träger, die eigends hierzu bestellt werden, übergeben. Die Schützen werden von dem Oberjäger auf die andern Stände geführt, und die Treiber gehen in derselben Ordnung ab, um

den nachfolgenden Trieb einzuschließen, der so wie der erste abgetrieben wird.

Bei Hasenjagden ist es besser, wenn die Treiber ohne Geschrei ruhig fortgehen, und mit dem Stocke in der Hand nur die Gebüsche recht durchklopfen; je mehr gelärmt wird, desto weniger treibt man zu; die Rammler sind gewöhnlich so schlau, sobald sie den Lärm hören, drücken sie sich zur Erde und lassen die Treiber weggehen, springen sodann auf und ziehen weiter fort. Die Häsinnen pflegen aber gerade mehr vor sich zu rennen und werden geschossen. Man kann sich des hier Gesagten leicht überzeugen, wenn man nach beendigter Jagd die Rammler und die Häsinnen besonders abzählt. In Feldjagden ist es nicht so der Fall, weil er den Treibern und den Schützen mehr im Gesichte bleibt.

Um das unangenehme Warten, bis die Treiber den zweiten Trieb angetreten haben, den hohen Herrschaften zu ersparren, pflegt man mit doppelten Treibern zu jagen; wo die eine Parthei treibt, die andere aber mit Umstellung des folgenden Triebes beschäftiget ist; man kann daher des Tages weit mehr Triebe machen und mehr Wild erlegen.

Nach beendigten Jagen hat der Revierjäger, wo möglich sogleich oder den folgenden Tag darauf, mit einem guten Vorstehhund das Revier wo gejagt worden ist, fleißig durchzusuchen, um die angeschossenen Hasen aufzufinden; der Vorstehhund muß, wenn er sich hier auszeichnen soll, gut apporti-

ren können und dazu hinlängliche Stärke haben; kleine schwache Vorstehhunde leisten das beim besten Willen nicht, und können es auch nicht; ein guter genährter großer Vorstehhund wird auch nicht so leicht ermüdet, und leistet in diesem Falle die besten Dienste.

Die Feldjagden auf Hasen und Hühner geben bei weitem mehr Unterhaltung und Vergnügen, als die Klopfjagden in Wäldern, weil man Gelegenheit hat das Ganze der Jagd zu übersehen. Das Zusammentreiben der Hasen gewährt Manchem mehr Vergnügen als das Abschießen selbst. Da die Feldjagden auf verschiedene Art ausgeführt werden, so ist es nothwendig solche hier zu beschreiben, wie folgt.

Die Hasenjagden in Feldern theilt man gewöhnlich in zwei Arten ein; die erste und gewöhnlichste ist die Kreisjagd, die zweite die gesperrte Jagd.

Die Kreisjagden werden gemeinlich von Männern vorgezogen, die eine mäßige Strapaze nicht scheuen, weil durch jene die komischen Posituren der Hasen sehr viel Unterhaltung gewähren, was bei gesperrten Jagden nicht der Fall ist; dagegen gibt es Damen, die die Hasenjagden lieben, oder auch alte Herren, denen das Herumsteigen und vieles Gehen nicht behagen kann, und daher die gesperrten Jagden vorziehen; in beiden Fällen soll der Jäger Rath wissen, seiner Herrschaft dieses Vergnügen so angenehm als möglich zu machen,

ohne die Kosten der Jagd unnützer Weise zu vermehren.

Kreisjagden sind in Feldern, wo man die Feld- und Wiesenfluren nicht in regelmäßige viereckige Triebe eingetheilt hat, für den Jäger am leichtesten auszuführen; allein es ist dabei das Unangenehme, daß man die Wildbahnsfläche nicht gehörig ausjagen kann, weil immer Zwischenräume bleiben müssen, oder wenn solche auch ausgejagt werden sollen, der andere Theil warten muß; auch sind sie beschwerlich für den Schützen, der mit den Treibern zugleich über Stoppel- und geackerte Felder, über Wiesen und Moräste, weggehen muß. Die Kreisjagden sind daher bloß für eine Gesellschaft rüstiger Jagdliebhaber, die das Gehen nicht scheuen, und wo die Wildbahnsfläche nicht sehr ausgedehnt ist.

Die Größe des Kreises richtet sich nach der Menge der Schützen und der zu erhaltenden Treiberzahl; allein wie schon erwähnt wurde, nützen viel Treiber bei wenig Schützen nicht sonderlich viel bei Kreisjagden, ausgenommen, daß man die Absicht hätte, die Hasen mit Knitteln von den Treibern todtschlagen zu lassen, denn stellt man die Treiber im Anfange zu dicht nebeneinander, so werden sie beim Ende der Jagd auch zu dicht und überflüßig da stehen, die Schützen im rückwärtsschießen hindern, und wenn sie bezahlt werden müssen, vermehren sie die Kosten unnützer Weise. Wenn eine Gesellschaft von 12 Schützen eine Kreis-

jagd vornehmen will, so kann man auf einen Schützen 8 Treiber rechnen, und stellt man zwischen diese immer einen Schützen, in der gleichweiten Entfernung von 60 Schritten oder 24 kurrent Klafter auseinander, so wird man eine Fläche von beinahe 400 Joch einkreisen; allein da man den Kreis nur nach dem Augenmaße umschließt, so bildet im ersten Aufstellen der Schützen und der Treiber die Figur bald mehr bald weniger einen Kreis, und man hat da nur hauptsächlich darauf zu sehen, daß der Kreis sich bei seinem Zusammenziehen nur allmählich bilde, und die Treiber gleichweit von einander stehen. So wie sich der Kreis zu verkleinern anfängt, daß sich die gegenüber stehenden auf 400 Schritte nahe kommen, schießen die Schützen in der Regel nicht in den Kreis hinein, sondern rückwärts aus dem Kreis heraus; die Treiber jagen aber gegen den Mittelpunkt des Kreises hin; hat der Kreis die Enge erhalten, daß ein Treiber schon nahe an dem andern steht, und ist es im geackerten Felde, wo der Hase oft von dem schärfsten Jägerauge nicht entdeckt wird, läßt man halten, Schützen und Treiber bleiben stehen und es werden ein oder zwei Vorstehhunde hineingelassen, die alle Zwischenräume aussuchen und die noch verborgenen Hasen ausfindig machen, die man aus dem Zirkel herauslaufen läßt, und von den zunächststehenden Schützen geschossen werden.

Nach beendigten Kreisjagen sammelt sich jeder Jäger, der die Jagd leitet, seine Anzahl von

Treibern, und hält sie in Ordnung; die Herrschaft und ihre Dienerschaft geht voran und wird von den Oberjäger an Ort und Stelle geführt, wo der zweite Kreis anfängt; hier stellen sich die Treiber in gehöriger Ordnung auf, wie sie den Kreis umschließen, und von beiden Seiten wird nun abgegangen; der rechte Flügel wird so wie der linke, von einem, der Lokal-Kenntniß hat und den der Schlußpunkt bekannt ist, geführt, und gleich von Anfang, bei Abzählung von 60 Schritten, wird immer ein Treiber aufgestellt; nachdem schon 8 Treiber aufgestellt sind, bleibt wieder ein Schütze stehen und das so fort, bis sich der Umkreis geschlossen hat. Nun wird ein Zeichen zum Aufbruch mit dem Jagdhorn gegeben; der die Jagd leitende Oberjäger setzt sich zu Pferde, richtet im Rücken der Treiber das Ganze zu einem regelmäßigen Kreis und gibt Acht, daß die Treiber gleich weit auseinander gehen, und keiner weder vorgeht noch zurückbleibt, wodurch Zwischenräume entständen, durch welche der Hase durchgehen würde. Noch besser ist es, wenn die eingetheilten Jäger, ihre Anzahl von Treibern selbst in der gehörigen Ordnung erhalten und darauf sehen, daß sich der Kreis gehörig nach und nach ausbilde und dann sich ebenso schließe. Alles entgegenlaufen gegen die Hasen, und dergleichen voreiliges Betragen der Treiber, muß der Jäger verbieten, es stört den Schützen, daß er seinen Schuß nicht anbringen kann und der Hase bricht gemeinlich durch. Dem Schützen steht es gleichfalls nicht an, sich von

seinen Posten zu entfernen, dem Hasen nachzulaufen, oder ihm entgegen zu gehen, sondern er muß so gelassen wie der Treiber gegen den Mittelpunkt des Kreises hinschreiten und so lange der Kreis weit genug ist, kann derselbe hinein schießen; noch besser aber ist es, wenn der Schütze seinen Hasen außer dem Kreis nieder schießt, und überhaupt sehr vorsichtig ist.

Weniger ermüdend und daher viel bequemer sind die Treibjagden für die Schützen, wo Damen oder alte Herren Antheil nehmen können, nur müssen hier mehr Treiber aufgeboten seyn, wenn die Jagd, stets Beschäftigung für den Schützen geben soll. Man veranstaltet solche, wenn nämlich eine Gesellschaft von 12 Schützen da ist, indem man sich zuerst wo möglich eine grade Linie für die Schützen auf der Flur aussucht, an welche man die Treiber anhängen kann. Zwölf Schützen auf 40 Schritte weit auseinander gestellt, betragen eine Länge von 520 Schritten oder 208 Klafter; macht man das Viereck des Triebes dreimal so lang als es breit ist, so braucht man 1356 Klafter mit Treibern zu umstellen, und wenn man auf 20 Schritte einen Treiber von dem andern aufstellt, so bedarf man auf die eine Seitenlänge des Triebes, nämlich zum rechten Flügel 78, ebenso am linken Flügel 78, und der Breite nach 26, zusammen 182 Treiber. Für den zweiten Trieb braucht man die Hälfte, nämlich 91, daher in Summa 273 Treiber. Diese 91 Treiber werden in dem zweiten Triebe, wel-

cher dem ersten gegenüber ist, so aufgestellt, daß die 26 Treiber die Breite einnehmen, die übrigen aber angeschlossen die zwei Flügeln zu 22 Mann bilden.

So wie die Schützen auf ihren Standorten schußfertig sind, wird das Zeichen zum Abtriebe gegeben; nun fängt der treibende Flügel von 26 Mann gegen die Schützen in gerader Linie fortzurücken, nimmt von den Seitenflügel immer so viel Treiber zu sich als es nothwendig ist, um hinlänglich dicht zu sein, und da sich die Flügel um so viel verkürzen, als der Trieb vorgerückt ist, so verdichten sich ebenso die Seitenflügel, und zuletzt ist das Viereck so geschlossen, daß Mann an Mann steht; hier wird mit den Treiben inne gehalten, der Zwischenraum mit Hunden aufgesucht und beiläufig 90 Mann abgeschickt, die den Anfang des nächstfolgenden Triebes einschließen gehen. Die übrigen Treiber brechen neben den Schützen zu gleicher Zeit, und in gleicher Zahlhälfte, links und rechts ab, und schließen sich an die bereits aufgestellten Treiber an, und da während dieser Zeit die Schützen auf ihren ersten Standort sich nur umzuwenden brauchen, so wird, wenn die Treiber angeschlossen haben, sogleich das Zeichen zum Abtreiben gemacht. Ist nun auch dieser Trieb gemacht, so schließen sich die Treiber, zu den erst aufgestellten, und 90 Mann gehen den entgegengesetzten Trieb zu umschließen, die Schützen aber gehen oder fahren auf die zweite Linie, welche mit der ersten

in gerader Linie fortläuft; während der Zeit, daß sie sich aufstellen, haben die Treiber sich geschlossen und können nun wieder den Trieb anfangen zu treiben, und so sind die Schützen stets beschäftigt; zwei Triebe fassen ungefähr 162 Joch Flächen-Inhalt, und da man ohne große Anstrengung 8 Triebe machen kann, so jagt man eine Fläche von 648 Joch in einem Tage aus.

Will man aber die Triebe noch geschwinder abgetrieben haben, so nehme man noch einmal so viel Treiber, nämlich 564 Mann, und sobald ein Trieb vollendet ist, fängt sogleich der andere an; ist dieser beendigt, so gehen die Treiber den dritten Trieb zu umstellen, während der zweite gemacht wird, und so weiter.

Dergleichen Jagden sind die angenehmsten; hat man sich die Wildbahnsfläche gehörig in reguläre Triebe eingetheilt, ist das Jagdpersonale gut geleitet und weis es die Treiber auf gute Art in Ordnung zu erhalten, so gewähren dergleichen Jagden ein wahres Vergnügen.

Die gesperrten Jagden, werden heut zu Tage nicht sonderlich geschätzt; man jagt die Hasen mit Treibern, auf einer beträchtlich großen Wildbahnsfläche, zusammen, am besten in eine Feldremise, die man dann mit Leinwand und Hasengarn umstellt, dann entweder mit Jagdhunden, oder mit Treibern, auf eine kahle Fläche hinaustreiben läßt, wo sie von den Schützen geschossen werden. Diese Art von Jagden sind zwar die be-

quemsten, gewähren aber dem rüstigen Schützen sehr wenig Vergnügen, indem er keine Gelegenheit hat sich auszuzeichnen; der Hase kommt schon ermüdet von dem vielen Herumlaufen gegen das Netz angerennt, an dem er anprellt und sich überwirft, in welchem Augenblicke ihn zu schießen, es gar keine Kunst ist; mehr Vergnügen ist es dem guten Schützen, einen gesunden und frischen Hasen im vollen Laufe nieder zu strecken, als Hundert dergleichen abgemattete und schon vor Schrecken halb todte Hasen zu erlegen. Dergleichen Jagden sind bloß für Damen und alte Herren, um sich auf eine bequeme Art im Schießen einzuüben, um dann die mehr Geschicklichkeit im Schießen erfordernden Jagden mitmachen zu können. In diesem Falle treibt man nur eine kleine Zahl Hasen zusammen, und da können sie sich von Zeit zu Zeit einüben.

In den gesperrten Jagden kommen die Rebhühner nicht so oft zum Schuß, als in den Treibjagden; wo man doch dann und wann auf sie schießen kann.

Ferner gibt es eine Art Jagden, die ebenfalls mit Bequemlichkeit verbunden sind, nämlich die sogenannten Standjagden auf Rebhühner und einheimische Tauben.

Man fängt mit dem Hoch- oder Steckgarn eine Anzahl Rebhühner ein, und fängt starke flugbare Tauben in beliebiger Zahl, sperrt solche am Tage der Jagd, in hierzu eingerichtete tragbare

Zwinger ein; dann läßt man eine kleine bretterne Hütte auf zwei hölzernen Säulen, ungefähr 3 Klafter hoch, erbauen, in welche ein Mann hinaufsteigt und die Rebhühner und Tauben mit sich hinauf nimmt; ist dieß geschehen, so stellen sich die Schützen zur Hälfte links und rechts neben der Hütte auf, und zwar so, daß die bessern Schützen auf die Flügel, die schwächern neben die Hütte zu stehen kommen; sind die Schützen schußfertig, so läßt der Mann aus der Hütte ein Rebhuhn herausfliegen, welches von den links und rechts stehenden Schützen herunter geschossen wird; auf das gegebene Zeichen, läßt er eine Taube herunterfliegen, welche gleichfalls im Fluge herunter geschossen wird; und fährt damit so lange fort, als der Vorrath reicht.

Wenn gleich noch so gute Schützen da sind, so werden doch viele Tauben und Rebhühner gefehlt und kommen durch.

Bei dergleichen Jagden müssen schon ganz gute Schützen seyn, wenn man ein Drittel der Summe nicht einbüßen will; von den Rebhühnern kommen gemeinlich mehr davon, als von den Tauben.

Endlich ist die Jagd in hierzu eigens vorgerichteten Remisen, die man hier und da auf großen Herrschaften angelegt hat, zu erwähnen. Diese Remisen sind zum Theil ganz gestutzt, oder wirkliche Holzbestände, oder man hat beides miteinander vereinigt. Man treibt aus den ringsum-

anliegenden Feldfluren die Hasen und Rebhühner hinein, und sobald dieses geschehen, vertheilen sich die Schützen in der Remise auf die Gangsteige und in die Zwischenräume; dann wird die gehörige Anzahl von Treibern aufgestellt, die das gestutzte Gebüsch durchtreiben, und was von Rebhühnern und Hasen zum Schuß aufstößt, wird von den Schützen im langsamen Fortschreiten geschossen.

Die meisten von diesen Jagdremisen sind von verschiedener Figur und Flächengröße, und sind mehr oder weniger der Jagd entsprechend; manche bilden ein längliches, andere ein vollkommenes Viereck, andere noch haben eine irreguläre Figur. Sollen dergleichen Jagdremisen zu einer Streifjagd brauchbar seyn, so müssen sie einen beträchtlichen Flächeninhalt haben, damit das eingetriebene Wild sich darin aufhalten kann.

Dergleichen Jagd- oder Streifremisen sind aber auch sehr nützlich für das Aufkommen der Hasen, Rebhühner und Fasanen, wo man die Zucht der letztern damit verbindet; ich habe hier in der anliegenden Zeichnung eine Streifremise mit einem dabei befindlichen Fasanengarten, und der Einrichtung, daß das Ganze zugleich ein angenehmer Erholungsort für den Besitzer seyn kann, vorgestellt.

Die ganze Remise sammt den Fasanengarten ist aus nachfolgenden Bestandtheilen zusammengesetzt: a, ist die Wohnung des Fasanjägers, b, ist der Hofraum rings um das Jägerhaus, c, sind zwei Stück Felder, welche für die Fasanen mit

Getreide angebaut werden und von welchen lediglich das Stroh abgeräumt wird, d, sind zwei Stück Wiesenflecke, auf welchen die Aufzug-Hütten der Fasanen stehen können, f, ist der hochstämmige Fasanengarten, dessen Holzbestand aus Eichen, wilden Obstbäumen, Fichten, Tannen, Erlen, Haselnuß- und andern einheimischen Sträuchen besteht, h, sind Alleen, die den Fasanengarten sammt Streifremise in 4 gleiche Theile theilen und auf welchen die Zufuhr zum Jägerhause geschieht; i, ist ein durchschließender Bach, g, ist die Streifremise, welche mit Kiefern, Fichten, Waldweiden, Kornelkirschen, Schleh- und Kreuzdorn und andern Sträuchen ausgesetzt ist, und auf 4 Fuß Höhe gestutzt wird; jedes zweite oder dritte Jahr, oder vor der nächsten Jagd, wird sie neuerdings abgestutzt; den Abfall verwendet man auf Büschel, oder trocknet solches für das Schafvieh für den Winter. Auch baut man, wenn der Boden danach ist, in die Streifremise den gelben Ginster an, den die Hasen im Winter gern verzehren, und dessen Samen Rebhühner und Fasanen gern fressen, k, sind Fußsteige, für die Schützen, ungefähr zwei Schuh breit; ein Schütze ist von dem andern auf zehn Klafter Entfernung, und die ganze Anlage hier auf sieben Schützen berechnet; es können aber auch zu gleicher Zeit vierzehn Schützen jagen, wenn sie sich so aufstellen, daß die eine Hälfte links und die zweite rechts von einander

wegstreifen und in der andern Mitte wieder zusammen kommen.

Mit den sieben Schützen streift man so lange, als gefällig ist um den Fasanengarten, und schießt die Rebhühner, Fasanen und Hasen, welche über den Wald weg, wieder auf die andere Seite der Streifremise kommen.

Dieser Fasanengarten sammt der Streifremise, läßt sich oft aus schon in ebenen Feldfluren liegenden Gehölzen formiren und hierzu bereiten.

Der Flächeninhalt des vorliegenden ist folgender:

die gestutzte Remise hat	41,377	□	Klafter,
der Wald	20,184	—	—
die Alleen	2,400	—	—
Felder, Wiesen u. Gebäude	2,639	—	—
In Summa	66,600	□	Klafter oder 41 Joch 1000 □ Klafter.

Der ganze Fasanengarten sammt der Streifremise hat im Umfange 2310 Schritte, und bei einem Streifen, wo der Schütze in 3 Sekunden einen Schritt macht, braucht man 1 Stunde 55 Minuten zum Umkreisen der ganzen Feldremise; um dieselbe 3 Mal zu umkreisen, braucht man 5 Stunden und 45 Minuten.

Man hat noch weit größere Streifremisen von länglicher Figur, mit und ohne Fasanengärten, nur haben sie den Fehler, daß die Rebhühner und Hasen, da sie die Remise leicht der Breite nach durchsehen, sogleich in die Felder ziehen, was bei den runden nicht der Fall ist; sie ziehen sich, wenn

sie in den Gebüschen nicht sicher genug sind, statt in die Felder, lieber hinaus in den Hochwald, und man kann sie dort wieder antreiben lassen.

Will man in dergleichen Fasanengärten die Fasane durch künstliche Aufzüge züchten, so thut man wohl, wenn man den Fasanengarten sammt Streifremise mit einer 4 Schuh hohen Mauer umgiebt und mit Oeffnungen versieht, durch welche die Hasen vor der Jagd eingetrieben werden, sonst aber geschlossen bleiben müssen.

Dergleichen Fasanengärten, wie der abgebildete, haben nebst dem angenehmen Jagen, noch den Vortheil, daß ihre Einzäumung mit Mauern weniger kostet, als ein im Viereck angelegter; ein rechtwinklichtes Viereck, von demselben Flächeninhalt, braucht zu seiner Einzäumung 1032 Klafter Mauer, dagegen ein Zwölfeck nur 924 Klafter benöthigt, folglich um 108 Klafter weniger, welches immer ein namhaftes Ersparniß ist.

Die Kosten werden durch den Verkauf der Fasanen, die man durch künstliche oder auch durch wilde Zucht kann aufziehen lassen, ausgezahlt. Will man aber den Fasanengarten nicht einzäumen, so pflege man bloß die wilde Fasanenzucht.

Wer sein Vergnügen noch vermehren will, der kann dieses durch Rebhühneraufzüge im Fasanengarten bewerkstelligen. Man sammle zu dieser Absicht die Rebhühner-Eier aus den Feldfluren, und züchte solche kunstmäßig auf; dann lasse man den ganzen Aufzug, um das künftige Frühjahr

noch mehr Eier zu erhalten, und vermehre für den kommenden Herbst, in welchem die Jagd vorgenommen wird, durch einen zweiten Aufzug abermals die Zahl der Rebhühner. Die in den Fasanengarten künstlich erzogenen Rebhühner, bleiben immer in der Remise, besonders wenn der Fasangarten alle ihre Bedürfnisse befriedigt, und wenn auch manche in die Feldfluren ziehen, so kommen sie im Herbst wieder in den Fasanengarten zurück.

Jagt man in diesem Fasanengarten jedes zweite oder dritte Jahr, so kann man seine Jagdlust auf eine genügliche Art befriedigen, und die Jagd in demselben Jahre, nach Umständen zwei oder dreimal wiederhohlen.

Es ist an sich schon der Fasanenzucht wegen, nothwendig, daß diese Anlage entfernt von andern Waldungen liegt, und wo möglich in der Mitte der Herrschaft, umgeben mit Feld- und Wiesenfluren, damit, wenn eine Streifjagd geschehen soll, die Hasen und Rebhühner, auf einer Strecke ringsum, hineingetrieben werden können. Eine so angelegte Remise schützt die Rebhühner vorzüglich in strengen Wintern, wo sie mit Körnerschüttung unterstützt werden können, daher auch auf der andern Seite für ihre Vermehrung gesorgt wird.

Läßt man den Fasanengarten sammt der Streifremise uneingezäumt, so ziehen sich auch in strengen Wintern die Hasen hinein, und können da mit Futter unterstützt werden, welches gleichfalls ihrer Vermehrung gedeihlich ist, nur stören sie in

der Brutzeit die Fasanhenne und das Rebhuhn; daher würde der Fasanjäger, wenn er einen hohen Aussatz zur Abfuhr von Fasanen hätte, solchen nicht so leicht abführen können; für das Vergnügen der Jagd aber, ist es um so ausgiebiger, wenn man in einer Streifremise Hasen, Rebhühner und Fasanen gemischt untereinander zum Schuß bekommt. Was daher am räthlichsten ist, hängt von dem Erträgniß ab, das ein gut eingezäumter Fasanengarten entweder mit höhern Aussatz bei der künstlichen Zucht und mit Ausschließung der Hasen; (da man diese ohnedem bei der Jagd aus den Feldfluren eintreibt), oder bei wilder Zucht der Fasane, Rebhühner und Hasen zusammen, abwirft.

Von den Jagden auf das Edelwild.

Diese Jagden sind dermal, da des Edelwildes im Freien nur äußerst wenig ist, zur Seltenheit geworden, und wo noch einige Stücke Hochwild sind, kann die Erlegung eines oder von ein Paar Stücken, durch die vielen Strapazen, die man darauf verwenden muß, ehe man zum Schuß kommt, die Freude vereiteln. Eine Obrigkeit wird nicht so viel Zeit bei so wenigen Vergnügen verlieren, und überläßt gewöhnlich dieses Geschäft dem ganz für die Jagd bestimmten Jäger, welcher neben den forstlichen Geschäften, auch das Abschießen des Edelwildes besorgt.

Da wo die Wildbahn mit Edelwild stärker besetzt ist, wovon mehrere Stück jährlich, ohne den

Stamm zu beschädigen, abgeschossen werden können, und die Herrschaft einige Stück selbst abzuschießen wünscht, hat der Revierjäger sich die gewöhnlichsten Aufenthaltsorte derselben zu erspähen, um seine Herrschaft hinführen zu können.

Am bequemsten geschieht dieses, mit dem zweiräderigen Pürschkarren, mit 2 Pferden bespannt, wo der Revierjäger sich auf den Sattel setzt und seinen Herrn in jene Gegenden führt, wo er weiß, daß sich Hirsche aufhalten; so wie er ein Stück ansichtig wird, trachtet er durch geschicktes Umfahren, so nahe an das Wild anzukommen als es ihm nur möglich ist, und hält an, wenn er in die gehörige Schußweite gekommen ist, wo seine Herrschaft den Schuß aus den Wagen anbringen kann. Das Hochwild hält gern vor den Pferden und sieht das Fuhrwerk an, erkennt den Menschen nicht so leicht, wittert ihn auch schwer aus, da noch mancher andere Geruch, als der der Wagenschmiere und der Pferde, sich miteinander vermischt; auf diese Art kommt man am leichtesten zum Schuß, und man kann es der Herrschaft so am bequemsten machen.

Die Pürschwagen auf zwei Rädern sind die brauchbarsten dazu; man kann sie zu diesem Zweck so bequem einrichten als man will; der darin sitzende Kavalier kann nach allen Seiten um sich schießen, und hat sein geladenes Gewehr an eigenen Ständen eingelegt, damit es durch das Schütteln vom Wagen nicht umgeworfen und gefährlich werde; auch

läßt er sich für 2 Personen einrichten, ohne daß einer dem andern im Ausschusse hindere; man kann mit diesen zweiräderigen Fuhrwerke sehr leicht über Gräben, Löcher und Baumwurzeln fahren, ohne daß es so leicht umwerfen kann; hinten ist eine bequeme Brücke angebracht, worauf das geschossene Wild zu bringen, und der Stallbediente während der Pürschzeit seinen Platz nimmt.

Auch reitet man öfters Pürschen, wo das Wild auch gern aushält, nur ist man auf dem Pferde nicht so sicher im Schuß, da das Pferd um diese Zeit, wo man jagdbare Hirsche schießt, von Waldfliegen geplagt, heftig um sich herum zu schlagen pflegt, und auch der Reiter selbst beim Pürschen zu Pferde im Walde, von den Bremsen und andern Fliegen heftig angegriffen wird.

Auch macht man Treibjagden auf das Edelwild wie auf die Hasen, indem man den Trieb mit Treibern umstellt und still antreiben läßt; hierzu bedarf man aber mehr Schützen und dann ist es nur Zufall, wenn der Herr von der Wildbahn das Stück selbst erlegt.

Ehemals wurde das Hochwild einige Jahre geheegt, dann Stunden weit, in Seen und Teiche, mit Menschen und Jagdzeugen zusammengetrieben, und im Wasser oder am Lande bei Trompeten- und Paukenschall von hohen Herrschaften zusammengeschossen.

Diese Jagden lassen sich nur von großen Fürsten und Herren machen, die Geld genug haben,

und die Auslagen nicht achten, welche eine solche Jagd verursacht. Oft sind die Kosten einer solchen Jagd so groß gewesen, daß man eine kleine Herrschaft dafür hätte kaufen können.

Zum Glück hat sich der Geschmack im Jagdwesen geändert, und diese Art von Jagden werden nicht mehr so geachtet. Ein Hirsch im Freien erlegt, macht mehr Vergnügen als zehn oder zwanzig, schon durch mehrtägiges Treiben halb todt gejagte Hirsche, die im Wasser schon mit dem Tode kämpfend, vom Lande noch einen andern zu erwarten haben; oder im Jagdplane von Jagdzeug eingeschlossen, von Hunden mehrere Stunden umhergetrieben, mit Verwundungen bedeckt, im bedaurungswürdigen Zustande sich herumschleppen müssen; alles dieses macht einen widrigen Eindruck auf ein gefühlvolles Herz.

Von den Jagden auf das Rehwild.

Da man das Rehwild das ganze Jahr hindurch für die Küche benützt, so werden keine eigenen Jagden darauf gehalten; nur dann, wenn die hohe Obrigkeit selbst einen Rehbock zu schießen wünscht, pürschet man darauf wie auf das Hochwild mit dem Pürschwagen, oder läßt einige Triebe antreiben, oder man geht mit dem Rufe aus. Im Spätherbste werden auch die Rehböcke, wenn sich einige in den Vorhölzern befinden, wo die Hasenjagd vorgenommen wird, mit abgeschossen, aber auch zuweilen pardonirt.

Zwinger ein; dann läßt man eine kleine bretterne Hütte auf zwei hölzernen Säulen, ungefähr 3 Klafter hoch, erbauen, in welche ein Mann hinaufsteigt und die Rebhühner und Tauben mit sich hinauf nimmt; ist dieß geschehen, so stellen sich die Schützen zur Hälfte links und rechts neben der Hütte auf, und zwar so, daß die bessern Schützen auf die Flügel, die schwächern neben die Hütte zu stehen kommen; sind die Schützen schußfertig, so läßt der Mann aus der Hütte ein Rebhuhn herausfliegen, welches von den links und rechts stehenden Schützen herunter geschossen wird; auf das gegebene Zeichen, läßt er eine Taube herunterfliegen, welche gleichfalls im Fluge herunter geschossen wird; und fährt damit so lange fort, als der Vorrath reicht.

Wenn gleich noch so gute Schützen da sind, so werden doch viele Tauben und Rebhühner gefehlt und kommen durch.

Bei dergleichen Jagden müssen schon ganz gute Schützen seyn, wenn man ein Drittel der Summe nicht einbüßen will; von den Rebhühnern kommen gemeinlich mehr davon, als von den Tauben.

Endlich ist die Jagd in hierzu eigens vorgerichteten Remisen, die man hier und da auf großen Herrschaften angelegt hat, zu erwähnen. Diese Remisen sind zum Theil ganz gestutzt, oder wirkliche Holzbestände, oder man hat beides miteinander vereinigt. Man treibt aus den ringsum-

anliegenden Feldfluren die Hasen und Rebhühner hinein, und sobald dieses geschehen, vertheilen sich die Schützen in der Remise auf die Gangsteige und in die Zwischenräume; dann wird die gehörige Anzahl von Treibern aufgestellt, die das gestutzte Gebüsch durchtreiben, und was von Rebhühnern und Hasen zum Schuß auffstößt, wird von den Schützen im langsamen Fortschreiten geschossen.

Die meisten von diesen Jagdremisen sind von verschiedener Figur und Flächengröße, und sind mehr oder weniger der Jagd entsprechend; manche bilden ein längliches, andere ein vollkommenes Viereck, andere noch haben eine irreguläre Figur. Sollen dergleichen Jagdremisen zu einer Streifjagd brauchbar seyn, so müssen sie einen beträchtlichen Flächeninhalt haben, damit das eingetriebene Wild sich darin aufhalten kann.

Dergleichen Jagd- oder Streifremisen sind aber auch sehr nützlich für das Aufkommen der Hasen, Rebhühner und Fasanen, wo man die Zucht der letztern damit verbindet; ich habe hier in der anliegenden Zeichnung eine Streifremise mit einem dabei befindlichen Fasanengarten, und der Einrichtung, daß das Ganze zugleich ein angenehmer Erholungsort für den Besitzer seyn kann, vorgestellt.

Die ganze Remise sammt den Fasanengarten ist aus nachfolgenden Bestandtheilen zusammengesetzt: a, ist die Wohnung des Fasanjägers, b, ist der Hofraum rings um das Jägerhaus, c, sind zwei Stück Felder, welche für die Fasanen mit

Getreide angebaut werden und von welchen lediglich das Stroh abgeräumt wird, d, sind zwei Stück Wiesenflecke, auf welchen die Aufzug-Hütten der Fasanen stehen können, f, ist der hochstämmige Fasanengarten, dessen Holzbestand aus Eichen, wilden Obstbäumen, Fichten, Tannen, Erlen, Haselnuß- und andern einheimischen Sträuchen besteht, h, sind Alleen, die den Fasanengarten sammt Streifremise in 4 gleiche Theile theilen und auf welchen die Zufuhr zum Jägerhause geschieht; i, ist ein durchschließender Bach, g, ist die Streifremise, welche mit Kiefern, Fichten, Waldweiden, Kornelkirschen, Schleh- und Kreuzdorn und andern Sträuchen ausgesetzt ist, und auf 4 Fuß Höhe gestutzt wird; jedes zweite oder dritte Jahr, oder vor der nächsten Jagd, wird sie neuerdings abgestutzt; den Abfall verwendet man auf Büschel, oder trocknet solches für das Schafvieh für den Winter. Auch baut man, wenn der Boden danach ist, in die Streifremise den gelben Ginster an, den die Hasen im Winter gern verzehren, und dessen Samen Rebhühner und Fasanen gern fressen, k, sind Fußsteige, für die Schützen, ungefähr zwei Schuh breit; ein Schütze ist von dem andern auf zehn Klafter Entfernung, und die ganze Anlage hier auf sieben Schützen berechnet; es können aber auch zu gleicher Zeit vierzehn Schützen jagen, wenn sie sich so aufstellen, daß die eine Hälfte links und die zweite rechts von einander

wegstreifen und in der andern Mitte wieder zusammen kommen.

Mit den sieben Schützen streift man so lange, als gefällig ist um den Fasanengarten, und schießt die Rebhühner, Fasanen und Hasen, welche über den Wald weg, wieder auf die andere Seite der Streifremise kommen.

Dieser Fasanengarten sammt der Streifremise, läßt sich oft aus schon in ebenen Feldfluren liegenden Gehölzen formiren und hierzu bereiten.

Der Flächeninhalt des vorliegenden ist folgender:

die gestutzte Remise hat	41,377	□	Klafter,
der Wald	20,184	—	—
die Alleen	2,400	—	—
Felder, Wiesen u. Gebäude	2,639	—	—
In Summa	66,600	□	Klafter oder 41 Joch 1000 □ Klafter.

Der ganze Fasanengarten sammt der Streifremise hat im Umfange 2310 Schritte, und bei einem Streifen, wo der Schütze in 3 Sekunden einen Schritt macht, braucht man 1 Stunde 55 Minuten zum Umkreisen der ganzen Feldremise; um dieselbe 3 Mal zu umkreisen, braucht man 5 Stunden und 45 Minuten.

Man hat noch weit größere Streifremisen von länglicher Figur, mit und ohne Fasanengärten, nur haben sie den Fehler, daß die Rebhühner und Hasen, da sie die Remise leicht der Breite nach durchsehen, sogleich in die Felder ziehen, was bei den runden nicht der Fall ist; sie ziehen sich, wenn

sie in den Gebüschen nicht sicher genug sind, statt in die Felder, lieber hinaus in den Hochwald, und man kann sie dort wieder antreiben lassen.

Will man in dergleichen Fasanengärten die Fasane durch künstliche Aufzüge züchten, so thut man wohl, wenn man den Fasanengarten sammt Streifremise mit einer 4 Schuh hohen Mauer umgiebt und mit Oeffnungen versieht, durch welche die Hasen vor der Jagd eingetrieben werden, sonst aber geschlossen bleiben müssen.

Dergleichen Fasanengärten, wie der abgebildete, haben nebst dem angenehmen Jagen, noch den Vortheil, daß ihre Einzäumung mit Mauern weniger kostet, als ein im Viereck angelegter; ein rechtwinklichtes Viereck, von demselben Flächeninhalt, braucht zu seiner Einzäumung 1032 Klafter Mauer, dagegen ein Zwölfeck nur 924 Klafter benöthigt, folglich um 108 Klafter weniger, welches immer ein namhaftes Ersparniß ist.

Die Kosten werden durch den Verkauf der Fasanen, die man durch künstliche oder auch durch wilde Zucht kann aufziehen lassen, ausgezahlt. Will man aber den Fasanengarten nicht einzäumen, so pflege man bloß die wilde Fasanenzucht.

Wer sein Vergnügen noch vermehren will, der kann dieses durch Rebhühneraufzüge im Fasanengarten bewerkstelligen. Man sammle zu dieser Absicht die Rebhühner-Eier aus den Feldfluren, und züchte solche kunstmäßig auf; dann lasse man den ganzen Aufzug, um das künftige Frühjahr

noch mehr Eier zu erhalten, und vermehre für den kommenden Herbst, in welchem die Jagd vorgenommen wird, durch einen zweiten Aufzug abermals die Zahl der Rebhühner. Die in den Fasanengarten künstlich erzogenen Rebhühner, bleiben immer in der Remise, besonders wenn der Fasangarten alle ihre Bedürfnisse befriedigt, und wenn auch manche in die Feldfluren ziehen, so kommen sie im Herbst wieder in den Fasanengarten zurück.

Jagt man in diesem Fasanengarten jedes zweite oder dritte Jahr, so kann man seine Jagdlust auf eine genügliche Art befriedigen, und die Jagd in demselben Jahre, nach Umständen zwei oder dreimal wiederhohlen.

Es ist an sich schon der Fasanenzucht wegen, nothwendig, daß diese Anlage entfernt von andern Waldungen liegt, und wo möglich in der Mitte der Herrschaft, umgeben mit Feld- und Wiesenfluren, damit, wenn eine Streifjagd geschehen soll, die Hasen und Rebhühner, auf einer Strecke ringsum, hineingetrieben werden können. Eine so angelegte Remise schützt die Rebhühner vorzüglich in strengen Wintern, wo sie mit Körnerschüttung unterstützt werden können, daher auch auf der andern Seite für ihre Vermehrung gesorgt wird.

Läßt man den Fasanengarten sammt der Streifremise uneingezäumt, so ziehen sich auch in strengen Wintern die Hasen hinein, und können da mit Futter unterstützt werden, welches gleichfalls ihrer Vermehrung gedeihlich ist, nur stören sie in

der Brutzeit die Fasanhenne und das Rebhuhn; daher würde der Fasanjäger, wenn er einen hohen Aussatz zur Abfuhr von Fasanen hätte, solchen nicht so leicht abführen können; für das Vergnügen der Jagd aber, ist es um so ausgiebiger, wenn man in einer Streifremise Hasen, Rebhühner und Fasanen gemischt untereinander zum Schuß bekommt. Was daher am räthlichsten ist, hängt von dem Erträgniß ab, das ein gut eingezäumter Fasanengarten entweder mit höhern Aussatz bei der künstlichen Zucht und mit Ausschließung der Hasen; (da man diese ohnedem bei der Jagd aus den Feldfluren eintreibt), oder bei wilder Zucht der Fasane, Rebhühner und Hasen zusammen, abwirft.

Von den Jagden auf das Edelwild.

Diese Jagden sind dermal, da des Edelwildes im Freien nur äußerst wenig ist, zur Seltenheit geworden, und wo noch einige Stücke Hochwild sind, kann die Erlegung eines oder von ein Paar Stücken, durch die vielen Strapazen, die man darauf verwenden muß, ehe man zum Schuß kommt, die Freude vereiteln. Eine Obrigkeit wird nicht so viel Zeit bei so wenigen Vergnügen verlieren, und überläßt gewöhnlich dieses Geschäft dem ganz für die Jagd bestimmten Jäger, welcher neben den forstlichen Geschäften, auch das Abschießen des Edelwildes besorgt.

Da wo die Wildbahn mit Edelwild stärker besetzt ist, wovon mehrere Stück jährlich, ohne den

Stamm zu beschädigen, abgeschossen werden können, und die Herrschaft einige Stück selbst abzuschießen wünscht, hat der Revierjäger sich die gewöhnlichsten Aufenthaltsorte derselben zu erspähen, um seine Herrschaft hinführen zu können.

Am bequemsten geschieht dieses, mit dem zweiräderigen Pürschkarren, mit 2 Pferden bespannt, wo der Revierjäger sich auf den Sattel setzt und seinen Herrn in jene Gegenden führt, wo er weiß, daß sich Hirsche aufhalten; so wie er ein Stück ansichtig wird, trachtet er durch geschicktes Umfahren, so nahe an das Wild anzukommen als es ihm nur möglich ist, und hält an, wenn er in die gehörige Schußweite gekommen ist, wo seine Herrschaft den Schuß aus den Wagen anbringen kann. Das Hochwild hält gern vor den Pferden und sieht das Fuhrwerk an, erkennt den Menschen nicht so leicht, wittert ihn auch schwer aus, da noch mancher andere Geruch, als der der Wagenschmiere und der Pferde, sich miteinander vermischt; auf diese Art kommt man am leichtesten zum Schuß, und man kann es der Herrschaft so am bequemsten machen.

Die Pürschwagen auf zwei Rädern sind die brauchbarsten dazu; man kann sie zu diesem Zweck so bequem einrichten als man will; der darin sitzende Kavalier kann nach allen Seiten um sich schießen, und hat sein geladenes Gewehr an eigenen Ständen eingelegt, damit es durch das Schütteln vom Wagen nicht umgeworfen und gefährlich werde; auch

läßt er sich für 2 Personen einrichten, ohne daß einer dem andern im Ausschusse hindere; man kann mit diesen zweiräderigen Fuhrwerke sehr leicht über Gräben, Löcher und Baumwurzeln fahren, ohne daß es so leicht umwerfen kann; hinten ist eine bequeme Brücke angebracht, worauf das geschossene Wild zu bringen, und der Stallbediente während der Pürschzeit seinen Platz nimmt.

Auch reitet man öfters Pürschen, wo das Wild auch gern aushält, nur ist man auf dem Pferde nicht so sicher im Schuß, da das Pferd um diese Zeit, wo man jagdbare Hirsche schießt, von Waldfliegen geplagt, heftig um sich herum zu schlagen pflegt, und auch der Reiter selbst beim Pürschen zu Pferde im Walde, von den Bremsen und andern Fliegen heftig angegriffen wird.

Auch macht man Treibjagden auf das Edelwild wie auf die Hasen, indem man den Trieb mit Treibern umstellt und still antreiben läßt; hierzu bedarf man aber mehr Schützen und dann ist es nur Zufall, wenn der Herr von der Wildbahn das Stück selbst erlegt.

Ehemals wurde das Hochwild einige Jahre geheegt, dann Stunden weit, in Seen und Teiche, mit Menschen und Jagdzeugen zusammengetrieben, und im Wasser oder am Lande bei Trompeten- und Paukenschall von hohen Herrschaften zusammengeschossen.

Diese Jagden lassen sich nur von großen Fürsten und Herren machen, die Geld genug haben,

und die Auslagen nicht achten, welche eine solche Jagd verursacht. Oft sind die Kosten einer solchen Jagd so groß gewesen, daß man eine kleine Herrschaft dafür hätte kaufen können.

Zum Glück hat sich der Geschmack im Jagdwesen geändert, und diese Art von Jagden werden nicht mehr so geachtet. Ein Hirsch im Freien erlegt, macht mehr Vergnügen als zehn oder zwanzig, schon durch mehrtägiges Treiben halb todt gejagte Hirsche, die im Wasser schon mit dem Tode kämpfend, vom Lande noch einen andern zu erwarten haben; oder im Jagdplane von Jagdzeug eingeschlossen, von Hunden mehrere Stunden umhergetrieben, mit Verwundungen bedeckt, im bedaurungswürdigen Zustande sich herumschleppen müssen; alles dieses macht einen widrigen Eindruck auf ein gefühlvolles Herz.

Von den Jagden auf das Rehwild.

Da man das Rehwild das ganze Jahr hindurch für die Küche benützt, so werden keine eigenen Jagden darauf gehalten; nur dann, wenn die hohe Obrigkeit selbst einen Rehbock zu schießen wünscht, pürschet man darauf wie auf das Hochwild mit dem Pürschwagen, oder läßt einige Triebe antreiben, oder man geht mit dem Rufe aus. Im Spätherbste werden auch die Rehböcke, wenn sich einige in den Vorhölzern befinden, wo die Hasenjagd vorgenommen wird, mit abgeschossen, aber auch zuweilen pardonirt.

VI. Kapitel.

Von dem Schießgewehr, der Munition und dem Büchsenspanner, nebst Anleitung ein guter Schütze zu werden.

Ein jeder Liebhaber der Jagd wünscht ein guter Schütze zu seyn, um auf der Jagd recht viel Wild zu erlegen. Hierzu ist aber nachstehendes nothwendig; erstens, ein scharfes Gesicht und körperliche Gewandheit; zweitens, ein gutes Gewehr; drittens, ein gutes rasches Schießpulver, weiches schweres Blei und gut gekörntes Schrot, das Korn dem Wilde angemessen, auf welches man schießt; viertens, die gehörige Uebung.

Ein gutes scharfes Gesicht ist fast unentbehrlich. Blöd- oder kurzsichtige Schützen, sind bei Gesellschaftsjagden in der Regel eher gefährlich als nützlich, wenn gleich von ihrer Seite alle mögliche Vorsicht angewendet wird; jedoch gibt es manche kurzsichtige Schützen die durch ihre Gelassenheit und Bedachtsamkeit, den scharfsichtigsten, aber hitzigen und übereilten Schützen, weit übertreffen, und daher auf der Jagd mehr leisten, als mancher bei allen sonstigen Vollkommenheiten leisten kann. Wer daher ein guter Schütze werden will, der trachte auch danach, die nöthige Gelassenheit sich eigen zu machen. Der gelassene Schütze läßt sich

Zeit um die Entfernung zu beurtheilen, wie weit das Stück Wild von ihm entfernt ist, um es mit dem Kernschuße tödten zu können; sieht er, daß es noch weiter davon ist, so wartet er bis es ihm näher kommt, oder schießt gar nicht und spart sich seinen Schuß, bis ihm ein Stück Wild schußmäßig ankömmt; dieß ist im Walde nöthiger als im Felde, weil man das Stück Wild eher aus den Augen verliert. Ein voreiliger Schütze entladet schon auf weite Distanzen das Gewehr vergeblich, und es trifft sich öfter, daß er dann auf ein Stück Wild ganz in seiner Nähe schießen könnte, aber er hat ein leeres Gewehr in Händen.

Schießt man in der Entfernung eines Kernschusses, so kann man versichert seyn, daß man daß Stück Wild ganz verfehlt hat, wenn es nicht gleich liegen bleibt, oder wenn man ihm seine Blesur auf der Flucht nicht ansieht. Das Stück Wild kann mit der Wunde nicht so leicht weiter ziehen, ausgenommen sie ist sehr leicht, wo nur der Schrot streifte; mehrentheils bleibt ein Stück Wild im Kernschuße getroffen, auf der Stelle todt liegen. Ein gelassener Schütze wird, wenn er gleich nur mittelmäßige Fertigkeit im Schießen hat, mehr Wild auf diese Art erlegen, als ein hitziger, mit größerer Fertigkeit.

Unerschrockenheit muß sich gleichfalls jeder eigen machen, der ein guter Schütze werden will; wer über ein jedes Stück Wild, das vor oder neben ihm auffährt, erschrickt, wird selten ein gu-

ter Schütze; ehe er sich wieder faßt, sich von den gehabten Schrecken erholt, und zu den Gewehr greift, ist das Wild schon weit weg, oder im Walde schon aus dem Gesichte. Wer diesen Fehler an sich merkt, muß mit aller Anstrengung dahin arbeiten, ihn abzulegen; er hat daran genug zu thun, da es mehr eine Schwäche der Nerven und daher mehr angeboren als angewöhnt ist.

Um sich zu überzeugen, von welcher Güte das Gewehr ist, welches man besitzt, so ist es nothwendig solches sorgfältig zu prüfen; mit dem Gewehr ist es so wie mit allen andern mechanischen Werkzeugen, welche vortrefflich, mittelmäßig und schlecht seyn können. Oft verdirbt man mit einer Kleinigkeit das beste Instrument, und umgekehrt wird manches schlecht gewesene mit weniger Hülfe vortrefflich gemacht.

Hat man sich ein Schrotgewehr beigeschafft, von welcher Art nur immer, so sehe man vorzüglich darauf, daß die Läufe oder das Rohr die gehörige Stärke im Eisen habe, und man nicht in Gefahr komme, daß das Rohr berste, und einen beschädige. Alle schwach gearbeiteten Röhre sind immer gefährlich, wenn sie von noch so guten Eisen wären; besonders im Winter wenn bei starker Kälte viel geschossen, das Rohr inwendig eingerußt wird, und der Stopfer an das Rohr inwendig angefriert; bei dergleichen Bewandniß pflegt das Gewehr, welches sonst beim Abschießen nie

gestoßen hat, zu stoßen; hat es nun wenig Eisen, so berstet es gern.

Manches Gewehr schießt scharf, das heißt weit und kräftig, zerstreut aber die Schrotkörner sehr auseinander; diese Eigenschaft macht es zum Gebrauche wenig geeignet. Um dieß zu erfahren, so versucht man es auf folgende Art. Man lade das Gewehr mit Posten oder Nro. 0 Schrot, und zeichne sich den Umfang eines Stück Rehwildes auf eine große bretterne Wand auf, schieße in der Entfernung von 30 Schritt, und zwar aufgelegt, auf dieß Ziel, zähle sodann die in die Kontur eingeschossenen Schrotkörner, und beurtheile wie sie nebeneinander stecken; sind die Schrotkörner so nahe aneinander, daß sie auf dieses Zielmaß ungefähr einen Zirkel formiren, dessen Durchmesser beiläufig zwei Schuhe beträgt, und sind die Schrotkörner in der Mitte dichter und nach außen weiter auseinander, oder sie stecken in der Mitte Paarweise, oder wohl gar zu drei, vier Stücken nebeneinander, so ist die Flinte gut. Man wischt das Rohr aus, ladet er nochmals mit diesem Schrot, und schießt in der Entfernung von 50 Schritt auf eben denselben Ziel, nachdem man zuvor mit nassen Thon, die Löcher vom ersten Schuße verstopft hat; findet man, daß die Schrotkörner eben so oder nicht viel auseinander stecken, so schießt der Lauf bei der gegebenen Menge von Pulver gut, und man merke sich das Maß desselben, um stets eine gleiche Ladung geben zu können. Hierbei ist aber

des Rohrs übrig geblieben sind, mit dem ausgeschossenen Blei, welches sich während des Schußes an den Eisen reibt, ausgefüllt sind. Man wird, wenn man das Rohr ausputzt, dieses Anlegen von Blei auf dem Wischer, in Gestalt von feinen kleinen Schuppen finden.

Mancher Schütze hat die Gewohnheit, daß er den Stopfer auf das Pulver mit aller Gewalt hineintreibt, dieß ist aber nicht gut; am besten ladet man das Gewehr, wenn man den Stopfer nur so an das Pulver ansetzt, daß das Pulver, wenn man das Rohr gegen die Erde hält, sich nicht unter das Schrot verstreue; die besten Stopfer sind von Werk oder Hanf; manche empfehlen, die Stopfer von alten wollenen Hüten zu machen, allein diese lassen sich nicht für jedes Rohr gebrauchen; manche Röhre sind gegen die Schwanzschraube herab, um einen beträchtlichen Theil weiter, als bei der Mündung, so ein Stopfer bedeckt dann das Pulver nicht gehörig und läßt ringsum Zwischenraum, wo sich das Pulver unter das Schrot vermengen kann, und dann ist der Schuß nicht kräftig, auch sperren dergleichen Stopfer nicht genug das Schrot, man läuft Gefahr, das Blei aus der Ladung zu verlieren, und dann sind sie auf jeden Fall etwas zu kostspielig. Die Stopfer von Werg bedecken das Pulver besser; man braucht, wenn man weiß, daß der Lauf unten geräumiger, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, einen Fall hat, den Stopfer nur mehr länglicht zu machen, und wenn man ihn an

das Pulver angesetzt hat, mit dem Ladstock gehörig ringsum ausbreiten und mittelst ein Paar Stößen anzudrücken. Auf das Schrot setzt man dann einen Stopfer, der blos das Herausfallen desselben verhindert; auf das Pulver thut man gemeinlich einen etwas stärkern Stopfer, als auf das Schrot.

Beim jedesmaligen Laden der Flinte, vergesse man nicht, sobald man das Pulver eingeschüttet hat, dieselbe senkrecht zu stellen, und durch ein sanftes Anstoßen auf die Erde, das Pulver gleich hoch liegend zu machen; wer dieses unterläßt, bewirkt dadurch, daß die beste Flinte schlecht schießen wird. Das nämliche thut man, wenn man das Schrot hineingelassen hat, damit es ebenfalls gleichmäßig hoch im Rohre zu liegen komme.

Ein Schrotrohr kann noch so gut gearbeitet seyn, wenn aber die andern zugehörigen Theile nicht gehörig übereinstimmen, so wird oft der beste Schütze mit einem solchen Rohr nichts ausrichten können; wir wollen demnach jeden einzelnen Theil durchgehen, und die erforderliche Beschaffenheit eines jeden angeben.

Das Rohr oder gemeinlich auch der Schrotlauf genannt, soll von gutem weichen Eisen gefertigt seyn; die besten Schrotröhre haben das weichste Eisen, sind gut geschweißt, inwendig vollkommen rund und glatt, ohne allen Splitter ausgearbeitet, nicht zu stark im Eisen, dürfen aber auch nicht zu schwach seyn. Die Länge des Schrotrohrs

und Größe des Kalibers ist den meisten Jägern gleichgültig, wenn es nur gut schießt.

Die Schwanzschraube muß ein starkes, feines Gewinde haben und gehörig fest eingehen. Eine Schwanzschraube mit seichtem und losem Schraubengewinde, ist gemeinlich unsicher und leistet dem Pulver weniger Widerstand. Man hat zweierlei Schwanzschrauben; die flache, die mit dem Zündloche in gleicher Ebene liegt, und jene sogenannte Kammerschwanzschraube. Letztere sind gewöhnlich länger als die erstern und haben in der Mitte eine Höhlung, in welche ein Drittel, die Hälfte, oder auch die ganze Pulverladung kommt. Dergleichen sind gut in jenen Röhren, die einen schwachen Pulversack haben, weil sie die Festigkeit des Gewehrs vermehren; tragen aber zum bessern Schuß des Schrots nichts bei; ist dann die Schraube nicht fleißig genug gearbeitet, so geht der Schuß langsam in Feuer, oder stößt auch gern rückwärts; das Schrot fährt auch mit ungleicher Kraft auf das Ziel, die mittlern Körner haben die meiste Stärke, die den Kreis schließenden sind bedeutend schwächer; bei vielen Schießen wird die Kammerschwanzschraube eher voll vom Pulverruß und kann nicht so leicht von dem Zündloch weggebracht werden, als bei der gemeinen Schraube; jedoch gibt es mehrere mit Kammerschwanzschrauben versehene Flinten, welche gut schießen. Die gemeinen Schwanzschrauben müssen in das Rohr so einpaßen, daß die Fläche der Schraube mit dem Zündloch in eine Linie fällt

und vor demselben eine sanfte Vertiefung erhält, welche sich in der Mitte verliert, damit die Pulverladung sich vollkommen an das Zündloch anlegen und sich gleichförmig entzünden kann; ist aber die Vertiefung zu groß gemacht, und kommt viel Pulver hinter das Zündloch zu liegen, so pflegen dergleichen Gewehre stark zu stoßen; man hilft dem Uebel dadurch ab, wenn man besser gearbeitete Schwanzschrauben einsetzen läßt.

Das Zündloch ist ein wichtiger Theil im Schrotlaufe; es muß fleißig gearbeitet, die Gewinde in der Schraube kräftig und fein geschnitten seyn; die Eisendicke des Rohrs, muß genau auf die Länge des Zündkorns abgemessen seyn, und der Zilinder in demselben so ausgehöhlt werden, daß die Spitze desselben, wenn das Zündkorn eingeschraubt und das Ueberflüßige abgeschnitten wird, das Zündloch so klein als nothwendig ist, erscheine, und die gehörige Lage in der Zündpfanne bekomme. Ob ein Zündloch gut gearbeitet ist, erforscht man auf zweierlei Art; wenn man mit feinem Draht schief hineinfährt, und so mit demselben einen Umkreis machen kann; ferner wenn der Schuß bei gutem Schießpulver rasch abbrennt. Schlecht gearbeitete Zündlöcher entzünden das Pulver im Rohr langsam, auch wenn es von der besten Qualität wäre, oder das Zündkraut brennt allein ab. Manche Röhre haben goldene Zündkörner, aber die Kostbarkeit ausgenommen, haben sie nichts für sich; die messingenen sind die schlechtesten und

taugen für den Jäger, der selten schießt, am wenigsten, auch sind sie nicht dauerhaft; die besten sind aus Stahl gearbeitet, eingeschraubt, abgeschnitten, und dann gehärtet.

Das Flintenschloß soll überhaupt nicht groß gearbeitet; die Zündpfanne weder zu groß noch zu tief seyn, auch nicht allzu tief unter dem Zündloch liegen. Bei großen Zündpfannen muß man viel Kraut aufschütten und dieß macht viel unnützen Rauch, welcher oft hindert, daß man das Wild gleich nach den Schuß beobachten kann. Die Batterie muß mit gutem Stahl belegt und gut gehärtet seyn; am besten ist es, wenn die Federn in ihren Reibungspunkten mit Rädchen oder Walzen versehen sind, weil das Spiel leichter geschieht; die Federn können immer etwas stärker seyn, aber die Reibung wird nicht so stark seyn, als ohne Walzen. Ist die Batterie aus schlechtem Stahl, oder nicht gut gehärtet, so gibt es beim Abdrücken wenig Funken und der Schuß versagt. Der Hahn soll eine gute starke Schraube zur Befestigung des Feuersteins haben, der Feuerstein gut vorgerichtet, in Blei gefaßt, fest angeschraubt und gegen die Batterie so gestellt seyn, daß er mit seiner ganzen scharfen Seite die ganze Batterie bestreicht, ohne in das Rohr einzuhauen; die meisten jetzt verfertigt werdenden Flintenschlösser sind von der Art, daß sie nichts zu wünschen übrig lassen. Vorzüglich ist indeß darauf zu achten, daß die Nuß den gehörigen Härtegrad habe, und die Stange gut in der

Ruhe einläßt, damit der Hahn nicht abschnappe und Feuer gebe, wodurch schon viel Unglück entstanden ist, theils beim Laden des Gewehrs, als auch in der Handhabung mit demselben.

Der Schaft beim Gewehr ist gleichfalls ein sehr wichtiger Bestandtheil desselben. Soll derselbe gut seyn, so muß er nach dem Körper des Schützen gearbeitet seyn; Ein großer Mann bedarf einen längern Anschlag; und soll das Rohr mit dem Augenpunkte des Schützen sogleich beim Anschlagen in eine Linie kommen, so ist es nothwendig, daß der Hals die gehörige Krümmung und die Länge habe; ist dieß der Fall, so wird das Rohr, sobald man das Gewehr anschlägt, gleich so in das Auge fallen, daß der Kegel (oder die Fliege) und das Ende des Rohrs sich im Auge als ein Punkt zusammen stellen, ohne daß man erst nothwendig hat, durch Herab- oder Hinaufrücken des Schaftes die zwei Punkte zusammen zu stellen, um sie mit dem Dritten, welches das Wild ist, in Vereinigung zu bringen. Ist der Schaft zu kurz, so muß der Schütze sich anstrengen, mit dem Kopfe zurückzubleiben, und überschießt gewöhnlich den Gegenstand seines Ziels; ist er aber zu lang, so muß der Schütze mit dem Kopf sich mehr vorwärts einlegen; und kommt dagegen mit dem Schuß unter das Ziel; will er allen diesen Fehlern ausweichen, so muß er sich Zeit lassen, während dem aber entflieht das Wild. Man thut daher am besten, wenn man zum Büchsenschäfter selbst geht,

und die Schaftung des Gewehrs, nach den vorhandenen Nummern der Patronen selbst bestimmt, die ein ordentlicher Meister dieses Gewerbes in seiner Werkstatt hat. Diese Patronen sind *aus starkem* Buchenholz, stellen das Rohr sammt dem Schaft vor, sind von halb zu halb Zoll immer länger und haben sechs bis acht Nummern. Ein gut geschaftetes Gewehr, mit gutem Rohr und Zugehör, trägt sehr viel bei, um gut und fertig zu schießen.

Heut zu Tage bedient man sich auf den Jagden, der mit nebeneinander liegenden Röhren, Doppelbüchsen genannt, mit zwei Schlössern und Drückern; sind sie von guten Meistern gearbeitet, und haben sie die nöthigen Eigenschaften, die bei dem Gewehr beschrieben wurden, so gewähren sie gegen letzteres, dem Jäger von Profeßion *manchen* Vortheil. Nur sind die gut gearbeiteten zu theuer, und die schlechten viel zu gefährlich.

Ein gutes Schießpulver ist ein Hauptbedürfniß, und der beste Schütze wird ohne dasselbe, mit dem besten Gewehr nichts ausrichten. Man kaufe sich daher einen hinlänglichen Vorrath von denselben an, nachdem man sich von seiner Güte überzeugt hat, und verwahre sich dasselbe in Fäßchen von weichem trocknen Holze, oder in ausgehöhlten und wohl ausgetrockneten Flaschen-Kürbissen, ohne allen Zusatz; obwohl manche in das Pulver Stangenschwefel, oder Stücke von harten Kohlen beizugeben pflegen, in der Zuversicht, als nehme dieß

alle Feuchtigkeit, die dem Pulver zukommen könnte, an sich.

Das Schrot muß von gutem weichen Blei, und vollkommen rund gegossen, die Körner jeder Sorte von gleicher Größe seyn; das beste bekommt man jetzt unter dem Namen englisches Patent-Schrot; es ist zwar leicht zu machen, jedoch sind die Kosten der Vorrichtungen, für die einigen Pfund Schrot, die der Jäger jährlich braucht, zu bedeutend.

Hat man nun ein gutes Gewehr und eben solche Munition, so fange man an, sich auf folgende Art einzuüben, um das Wild im Fluge, im Sitzen, oder im Laufe fertig schießen zu lernen. Im Frühjahr an einem schönen sonnigen Tage, begebe man sich mit seiner einfachen oder Doppelflinte auf das Feld, und trachte einer sitzenden Lerche auf ungefähr 30 Schritte anzukommen, schlage sein Gewehr an, und fasse die Lerche so aufs Korn, daß es scheint, als wäre das Flügelgelenke der Lerche, das Korn auf dem Rohre, und das Ende des Rohres in einem Punkt zusammengeheftet, ohne daß man die Länge des Rohrs (zwischen dem Korn und der Schwanzschraube) sehen kann, und drücke ab. Beim Abdrücken aber mache man das Auge nicht zu, auch nehme man das Gewehr während dem Abdrücken nicht ab, sondern behalte die Richtung auf das Ziel so lange unverrückt im Auge, bis man den Schuß gehört hat. Wer mit dem Abdrücken des Gewehrs es

zugleich wegnimmt vom Backen, und das Auge zudrückt, ist feuerscheu, und man gewöhnt sich dieses auf folgende Art ab. Man gebe zuerst bloß auf die Pfanne das Zündkraut, und schlage das Gewehr an, nachdem man auf einen Gegenstand visirt hat, drücke ab, und sehe zu, ob man nach dem Abdrücken noch im Ziele ist; wiederhole es mehrmal hintereinander, bis man sich dieß abgewöhnt zu haben glaubt; sodann versuche man einige Schüße mit Kraut und Loth auf die Scheibe, bis man sich die Feuerscheu abgewöhnt hat. Wollte man dieß gleich auf Lerchen versuchen und die Munition ersparen, so muß ich dagegen erwiedern, daß es weit länger dauert, ehe man auf eine Lerche schießen kann, und daß man auf die Scheibe eher zehn oder zwanzig Schüße anbringen, als im Freien, und gerade, mehrere Schüße hinter einander machen könne. Ist nun dieser Fehler abgelegt, so gehe man neuerdings aufs Feld und trachte eine sitzende Lerche, mit einem geschwinden Anschlag, ohne langes Visiren, zu erlegen; hat man einige sitzende Lerche erlegt, so versuche man die abfliegenden herunter zu schießen. Man gehe daher so nahe als möglich an sie; fliegt die Lerche auf u d streicht sie in gerader Linie von dem Schützen weg, so fasse man sie mit dem Korn am Schweife und drücke ab; hat sie, während dem Schuße sich nicht gesenkt oder gehoben und blieb sie in derselben Richtung fliegend, so stürzt sie gewiß herunter; streicht sie aber links oder rechts vom Schützen ab,

so trachte man ihr den Schuß in der Richtung eines spitzen Winkels anzubringen, weshalb, wenn man nahe genug ist, sie weiter fliegen läßt; sollte sie jedoch schon außer dem Kernschuße seyn, so erspart man sich seinen Schuß auf eine andere auf. Wer in einem Frühjahr ein oder zwei Schock Lerchen im Flug und sitzend geschossen hat, der wird sich ziemlich eingeübt haben und kann auch auf Rebhühner seine erworbene Geschicklichkeit versuchen. Wo Teiche sind, auf denen sich viele Seeschwalben aufhalten, der kann sich auch da im Schießen einüben.

Wer im Flugschießen recht eingeübt ist, wird auf laufendes Wild nicht weniger geschickt seyn. Der Waldschütz ist immer ein fertigerer Schütze als der Feldjäger, weil er im Walde immer mit Wild zu thun hat, das durch verschiedene Gebüsche, stark und schwaches Gehölze, gedeckt ist, und nur blickweise dem Jäger zu Gesicht kommt. Er muß daher diese Augenblicke benutzen, um den Schuß anzubringen. Um diesen Zweck zu erreichen, übt sich der Waldschütze in den sogenannten Schnappschießen ein, das heißt man schlägt ohne langes Zielen, mit der größten Geschwindigkeit an, faßt gut und schnell aufs Korn und brennt ab; wer sich im Felde eben so einübt, kann im Walde auch ein guter Schütze werden, aber ein guter Waldschütze wird den Feldschützen dennoch übertreffen.

Große Herren pflegen sich eigene Jäger, sogenannte Büchsenspanner, in ihrem Hofstaate zu

halten, die sie auf Reisen und Jagden begleiten, ihnen das Gewehr laden, die herrschaftliche Gewehrkammer in der Obsorge haben und im guten brauchbaren Stand halten müssen. Von einem solchen Jäger wird gefordert, daß er wenigstens das Jagdwesen vollkommen kenne und erlernt habe, wenn er nicht auch zugleich die nöthigen Forstkenntnisse besitzt. Mancher wird durch die Vorsorge seines Herrn, in den ihm nöthigen Wissenschaften unterrichtet, und leistet im reiferen Alter, seinem Herrn treue und wesentliche Dienste. Manche dagegen sind freilich dem Kleide nach nur Jäger.

Der Dienst als Büchsenspanner bei einem Kavalier ist keineswegs so unwichtig als mancher denkt; ein Herr der ein Freund von der Jagd ist, und öfters jagt, kann durch die Unkenntniß oder Ungeschicklichkeit seines Büchsenspanners getödtet werden; es ist daher nicht überflüßig, wenn auch von den Eigenschaften, die ein Büchsenspanner haben soll, hier das Nothwendigste, in Bezug auf sein Benehmen und die Jagd, angeführt wird.

Treue, Verschwiegenheit, und Nüchternheit sind Haupterfordernisse eines jeden Dieners, letztere Eigenschaft muß ihn überall begleiten, und ist die Grundlage der übrigen; ein zum Trunk sich neigender Mensch, kann nicht, oder wenigstens nicht lange treu, noch weniger verschwiegen seyn; gerade zu der Zeit, wenn die Jagden bei den hohen Herrschaften angehen und der Zusammenfluß von Menschen groß wird, ist die Gelegenheit und

der Reiz zu dieser Ausschweifung am größten; und dann hütet sich der ehrbare Jäger, daß er der Versuchung nicht unterliege, sondern seine Dienstpflicht mit gehöriger Umsicht und Nüchternheit leiste.

Die sämmtlichen Jagdgewehre muß der Büchsenspanner immer rein halten, damit selbe, sobald es seine Herrschaft verlangt, in diesem Zustand übergeben werden können; auch hat er sie in der Gewehrkammer so in der Ordnung aufgestellt oder aufgehängt zu halten, wie es in seinem Inventario nacheinander folgt.

Begiebt sich der Herr auf die Jagd, so hat sich der Büchsenspanner mit der hinlänglichen Anzahl von Patronen zu versehen, die nämlich diejenige Ladung von Schrot haben, als man auf diese oder jene Sorte von Wild benöthigt. Die Patronen sind von weißem gut verzinnten Blech, in der Stärke des Flintenrohrs, und in der Mitte mit einem Boden abgetheilt. Auf einer Seite haben sie einen doppelten Rand, auf der andern bloß die Schärfe des Blechs; nebstbei bezeichnet man die eine Seite mit einem Tropfen angelötheten Schlaglothe; auf diese Seite wird das Schrot gethan, und mit einen lockern Stopfer von Werk verstopft; auf die andere Seite kommt das Pulver, und wird ebenfalls verstopft. Muß man sich Patronen in beträchtlicher Anzahl fertigen, so besorge man vorerst die Stopfer auf das Pulver, welche man mehr länglich als rund macht, dann jene auf das Schrot, mische sie aber nicht untereinander,

reinige die blechernen Patronen-Käſtchen und die Patronen von Staub, häufe eine Anzahl dreſelben neben ſich, linker Hand auf, ſchütte ſich eine Quantität Schießpulver auf eine trockene hölzerne Backſchüſſel oder ſonſtigen hierzu tauglichen Geräthe, und faſſe mit dem Pulvermaß, auf welches die Gewehre, die man mit auf die Jagd zu nehmen hat, eingeſchoſſen ſind, und fülle immer fünf Stück Patronen, die man leicht in die Hand faſſen kann, mit Pulver; nachdem dieß geſchehen, wendet man ſich zu den rechter Hand liegenden Pulverſtopfern und verſtopft ſie, füllt wieder andere fünf mit Pulver, und ſo fort, bis man die ganze Anzahl mit Pulver gefüllt hat; auf eben dieſe Art macht man es mit dem Schrot, und legt dieſe fertigen Patronen in die Patron-Käſtchen, welche von verſchiedener Größe ſind, und wovon manche, zwei, drei, vier, oder fünf Hundert Stück aufnehmen. Man nimmt aber immer etwas mehr Patronen als man wirklich zu brauchen gedenkt; auf große Jagden, wo Kreis- oder Streifjagden gehalten werden, nimmt die Herrſchaft auch mehrere Stück Gewehre, und hier muß ſich der Büchſenſpanner mit einem Mann verſehen, der ihm die Munition und die Gewehre von einem Stand zum andern nachtragen hilft.

Der Büchſenſpanner muß geſchwind und ſicher laden können; um dieß zu thun und leiſten zu können, muß er dieſem Geſchäfte ſeine ganze Aufmerkſamkeit widmen und nicht auf ſeine Umgebun-

gen hinsehen, besonders wenn sein Herr viel schießt und er viel zu laden bekommt.

Der Büchsenspanner reicht seinem Herrn das geladene Gewehr von der linken Seite, nimmt das leere von der rechten weg, indem er stets hinter seinem Herrn steht, oder wenn gestreift wird, geht; auch kann sein Hülfsmann das abgeschossene Gewehr rechter Hand wegnehmen, und übergibt es dem Büchsenspanner zum laden. Sind auf der Jagd Stände für das Gewehr vorgerichtet, so stellt derselbe alle geladene Gewehre vor seinen Herrn, der sie vom Stande selbst nimmt und die abgeschossenen rechts weggibt. Bei Anfang der Jagd nimmt der Jäger in seine rechte Rocktasche eine Anzahl Patronen aus dem Magazin, knüpft sich in das Knopfloch der rechten Seite ein Stück leinenes länglich zugeschnittenes Tuch ein, nimmt den Setzer oder Ladstock in die Hand, und hängt sich sein Pulverhorn, so er an einer Schnur befestigt hat, um. Nun nimmt er das ausgeschossene Gewehr mit der Mündung vor den Mund, hebt den zurückgebliebenen Rauch im Rohre vom Zündloch weg in die Höhe, indem er so thut, als wollte er den Rauch in den Mund saugen; doch hüthe er sich denselben durch das Zündloch hinaus zu blasen; wenn man gleich in der Geschwindigkeit nicht allen Rauch hinausbringen kann, so ist er doch vom Zündloch weggebracht, und dieß ist schon genug; dann wischt man die Batterie, den Feuerstein und die Zündpfanne ab, letztere aber so, daß man vom Zünd-

loch angefangen über die Pfanne hinausfährt, damit man nicht das Zündloch mit dem Ruß verschmiere, setzt den Hahn in Ruh, deckt die Pfanne zu und thut das Gewehr in die linke Hand. unter demselben Arm hat man den Setzer, holt mit der rechten Hand eine Patrone, zieht den Stopfer heraus, schüttet das Pulver ins Rohr, richtet das Gewehr senkrecht in die Höhe, stößt sanft an die Erde, setzt den Stopfer in die Mündung, drückt ihn hinunter an das Pulver, und versichert sich durch den Setzer, daß er anliege; dann zieht man den Setzer heraus, und schüttet das Schrot ein, stößt nochmals wie beim Pulver sanft an die Erde und drückt den Stopfer auf, zieht den Setzer heraus, greift nach dem rechts hängenden Pulverhorne, hebt das Gewehr mit der linken Hand unter den rechten Arm, öffnet mit dem rechten Daumen die Batterie, und streut das Zündkraut auf, doch nicht zu wenig und auch nicht zu viel, macht die Pfanne zu und stellt das geladene Gewehr vor den Herrn an den Stand.

Manche pflegen sogleich von der Patrone das Zündkraut auf die Pfanne aufzuschütten, und sofort die Ladung zu machen, dieß ist nicht regelmäßig; bei der Verfertigung der Patronen muß man eine willkürliche Portion Pulver zugeben, wenn man den Schuß nicht schwächen will; dann ist das Aufstreuen des Zündkrauts aus der blechenen Patrone unbequem, und man verstreut viel Pulver, da es ungleichförmig, dagegen aus dem Pulverhorn

in einem weit schwächern und gleichförmigern Strahl herauskömmt.

Manche haben die üble Gewohnheit, sobald sie die Batterie und das Uebrige abgewischt haben, ohne den Rauch auszusaugen, das Pulver hinein zu schütten und den Stopfer anzusetzen; dadurch wird der im Rohr noch zurückgebliebene Rauch in das Zündloch hinein getrieben, in das sich der Ruß ansetzt und das Zündloch verstopft, wo sodann das Gewehr beim Abbrennen langsam brennt, oder versagt, besonders wenn die Zündlöcher neu eingebohrt und noch nicht ausgebrennt sind; noch ärger aber macht man das Uebel, wenn man den Rauch zum Zündloch hinaustreibt, wodurch man es noch mehr verunreinigt. Hat man hinlänglich Zeit zum Laden, so braucht man alles dieses nicht; man wischt alles rein ab, federt mit einer hierzu vorgerichteten Rebhühnerfeder das Zündloch rein, legt ein Stück Werk in die Pfanne, und drückt die Batterie an; dann macht man die übrige Ladung; wobei das Zündloch mit dem Raumer die anliegenden Pulverkörner noch gehörig eingerückt bekommt.

Es kommen oft Jagden vor, wo der Herr drei bis fünf Hundert und noch mehr Schüsse in einem Tag macht, und wo mehrere Jäger laden müssen, dann ist besonders Ordnung untereinander und gehöriges Einverständniß nothwendig, damit nichts übersehen werde, was des Herrn Vergnügen befördern könne.

Hat ein Herr Doppelgewehre auf der Jagd, so ist es besonders nothwendig, darauf Acht zu geben, ob nur ein Lauf, oder beide abgeschossen sind, und ob nicht einer geladen, und bei den andern nur das Zündkraut abgebrannt ist; daß nicht vergessen werde bei dem noch geladenen Rohre den Hahn in die Ruhe zu setzen, damit man sich und andere in keine Lebensgefahr setzt. Der Herr selbst ist oft ein eifriger Schütze und hat nicht Zeit dergleichen zu beobachten und zu sagen; daher müssen die um ihn stehenden auf alle diese Umstände wohl Acht geben und ihr Augenmerk nirgend anders hinrichten, noch weniger aber etwa dem angeschossenen Wilde nachlaufen, nur dann wenn ihr Herr nicht schießt und sie alle Gewehre geladen haben, können sie einen Blick auf den Gang der Jagd machen.

Schon mehrmal ist es geschehen, daß der zerstreute und unachtsame Büchsenspanner sich und seinen Herrn beschädigt hat, indem er durch das Wegsehen auf andere, den Stopfer auf das Pulver gehörig anzusetzen vergaß, wodurch das Rohr gesprengt wurde und Unglück veranlaßte; oder statt Pulver Schrot und statt Schrot Pulver geladen hatte, und seine Ungeschicklichkeit hierdurch sehen ließ.

Der Büchsenspanner, wenn er mit seinen Herrn auf eine bedeutende Jagd ausfährt, lasse nichts zu Hause was er unterwegs nöthig hat; die von seinem Herrn benannten Gewehre, hinlängliche Munition, und zwar das Schrot nach der Gat-

tung des Wildes, welches gejagt werden soll. Werden z. B. Kreisjagden auf Hasen gehalten, so werden im Frühherbst, wo der Hase noch nicht ganz ausgehaart ist, Schrot Nro. 2 genommen, mit welchen man auch auf Rebhühner und Fasanen schießen kann. Im Winter aber, wo der Hase ganz ausgehaart ist, nimmt man Nro. 1, auf die Rebhühner schießt man auch mit solchen, wenn gerade ein's zum Schuß kömmt; überhaupt bediene man sich im Winter auf alles Wild eines stärkern Schrotes, als im Sommer. Zur Vorsicht nehme man jedoch etwas starkes und schwaches Schrot mit auf die Jagd, desgleichen schon zum Anschrauben vorbereitete Feuersteine, einen Schraubenzieher, eine Federhacken, einige Räumer, einen Wischstock, ein paar Setzer, ein tüchtiges Raumeisen und hinlänglichen Vorrath Werg, oder hanfenen Abfall, welcher noch besser als das erstere zur Reinigung der Röhre ist.

Nach vollendeter Jagd schießt der Büchsenspanner die noch geladenen Gewehre aus, oder es werden die Ladungen mit dem Raumeisen herausgezogen, die Gewehre in ihre Futterale gegeben und auf den Wagen gebracht; geladene Gewehre bringe man nie mit von der Jagd nach Hause.

Sobald man nach Hause gekommen ist, werden gleich die Gewehre gereinigt; man schraubt die Schlösser ab, und wäscht mit dem in Wasser eingetauchten Wischstock, um welchen Werg gewunden ist, den Ruß aus dem Rohre heraus, und

gibt Acht, daß das Wasser bei dem Zündloche herausgehend nicht zwischen den Schaft und das Rohr komme; das Ausheben des letztern aus dem Schaft, kann nur da angewandt werden, wo das Gewehr danach gearbeitet ist; sodann werden die Schlösser gereinigt, da, wo es nöthig, neue Steine angeschraubt, und die Munition in einem sichern Behältniß verwahrt. Jede nachläßige Behandlung des Schießpulvers ist strafbar, weil damit unzählbare Beschädigungen geschehen können; überhaupt kann mit Gewehr und Schießpulver, eine kluge Vorsicht nie zu weit getrieben werden.

Noch muß ich eines Vortheils zum Sicher- und Geschwindladen hier erwähnen, dessen ich mich auf Hasenjagden im Felde und im Walde bediente. Die Patronen machte ich mir aus weichem Druckpapier auf folgende Art. Eine aus hartem Holz gehobelte, oder noch besser, gedrehte Walze, die etwas dünner als das Kaliber des Gewehrs ist, ungefähr 4 bis 5 Zoll lang, wohl abgeglättet, ist das einzige Haupterforderniß; sodann schneidet man sich das Papier so zurecht, als es die Dicke und Länge der Walze erfordert, so daß man sie dreimal mit Papier umwickeln kann; damit es sich an dem Rande gut anlegt, wird nach der einen Seite hin etwas abgeschnitten, so daß es auf dieser Seite um ein Drittel schmäler wird; hierauf windet man es um die hölzerne Walze, indem man es recht fest aufdrückt; den am äußern Ende ungefähr 4 bis 5 Linien über die Walze hervorstehenden Rand,

dreht man so zusammen, daß eine Unterbindung mit einem Stück Faden geschehen kann; nun schlägt man mit einen hölzernen Schlägel das überstehende Papier auf der Walze recht auseinander, zieht die so verfertigte Papier-Patrone herunter; und verfertigt sich auf diese Art die nöthige Anzahl. Ist dieß geschehen, so werden sie wie die blechernen mit Schießpulver gefüllt und oben zugemacht, indem man sie umlegt. Eine gleiche Anzahl werden ebenso mit Schrot gefüllt; und man packt sich immer zehn Stück in ein Stück Papier ein. Auf der Jagd nimmt man immer ein Packet mit Schrot und eines mit Pulver, und vertheilt beides in die Behältnisse des Büchsensacks, doch jedes für sich. Wenn geladen wird nimmt man die Pulverpatrone, reißt sie oben auf, schüttet das Pulver in das Rohr und kann die Patrone als Stopfer ansetzen; ebenso verfährt man mit der Schrotpatrone. Dergleichen papierene Patronen haben mehrere Vorzüge vor den blechernen; sie nehmen einen geringern Raum ein als jene, das Pulver hält sich besser, da es in den blechernen schon die Feuchtigkeit des Stopfers von Werg anzieht, dann braucht man nicht so viel Werg, welches bei vielen Schießen eine bedeutende Ausgabe macht, und auf was besseres verwendet werden kann.

Dergleichen papierene Patronen kann man immer in Vorrath verfertigen, und nach Bedürfniß füllen.

Wo auch Schwarzwild gejagt, oder das Vergnügen des Scheibenschießens gepflogen wird, muß der Büchsenspanner wohl mit dem Kugelrohr umzugehen wissen, und folglich es auf das Wild so wie auf die Scheibe einzuschießen verstehen, so wie es überhaupt für einen Waldjäger nothwendig ist, ein Kugelschütze zu seyn.

Es ist viel leichter ein gut gearbeitetes Schrotgewehr, als ein gut gearbeitetes Kugelrohr dem äußern Ansehen nach zu beurtheilen. Von einem Schrotlauf, welcher gut gearbeitet ist und ein weiches Eisen hat, kann man schon größtentheils vermuthen, daß es das Schrot gut schießen wird; ein Kugelrohr dagegen braucht kein weiches Eisen, im Gegentheil ist es besser wenn es ein hartes hat; bei einem Schrotrohr überzeugt man sich mit zwei oder drei Schüssen von dessen Güte, nicht aber so beim Kugelrohr, da kann man sich erst mit mehreren Schüssen überzeugen, ob es den Schuß hält, das heißt, ob bei gleicher Pulverladung, gleicher Pflasterung der Kugel, auf gleiche Entfernung und gleichen Anschlag, die Kugel stets dasselbe Ziel, wenn auch mit einigen geringen Abweichungen, erreicht. Auch gibt es noch mehrere Nebenumstände die hier zu beobachten sind. Mit einem Kugelrohr, welches die Kugel auf 150 Schritte gerade ans Ziel bringt, und danach eingeschossen ist, bringt man sie auf 200 Schritt, bei der nämlichen Visirung, nicht hin, und umgekehrt mit jenem Kugelrohr, welches auf 200 Schritte eingeschossen ist,

wird man auf 150 die Kugel eben so wenig hinbringen. Mit dem gleichen Pulver, womit man das Rohr anfangs eingeschossen hatte, bringt man Kugel neben Kugel in die Scheibe; sobald man ein anderes nimmt, wird man sie ganz entfernt, wohl manchmal ganz außer der Scheibe finden. Wie man sich daher sein Kugelrohr einschießen soll, damit es die Kugel gehörig in das Ziel bringt, davon soll weiter abgehandelt werden.

Die Kugelbüchsen sind für zweierlei Bedürfnisse nothwendig, und sind auch gewöhnlich darnach gearbeitet; diejenigen, die man auf die Jagd nimmt, heißt man Pürschbüchsen, und jene, die man auf Schießstätten braucht, heißt man Standröhre oder Scheibenbüchsen.

Ein gut gearbeitetes Pürschrohr, muß die gehörige Länge haben, und die Kugel von ziemlich starken Blei seyn. Pürschröhre mit kleinem Blei sind nicht gut; die Kugel, wie schon früher erwähnt wurde, öffnet die Wunde zu wenig, besonders bei feisten Hirschen und Dammböcken, und diese entfernen sich dann allzuweit vom Anschusse; von starken Blei wird das Wild eher stürzen.

Das Pürschrohr muß wie die Schrotflinte ein gut gearbeitetes Schloß haben; die besten sind die sogenannten französischen. Die Schäfte der Kugelbüchsen sind in der Regel kürzer, als die der Schrotflinten, weil man das Rohr der Kugelbüchse immer näher am Auge haben muß, als bei dem letztern nothwendig ist. Der Jäger der ein Pürsch-

rohr zum Abschießen des Hochwildes benöthigt, trachte daher es so viel als möglich gut einzuschießen, und zwar in Rücksicht einer bestimmten Entfernung und Sicherheit des Schußes. Ein Hundert und fünfzig Schritt, oder 60 Klafter, ist die beste Entfernung auf eine Pürschbüchse; auf nähere Distanzen nützt eine Kugelbüchse nicht viel, weil man die Kugel mit einem Schrotlauf eben dahin und oft auch so sicher bringen kann. Eine größere Entfernung als 60 Klafter ist überflüßig, weil man dem Wilde doch immer näher zukommen kann, oder das Wild bei gutem Wind von selbst zukommt.

Das Haupterforderniß ist die Sicherheit des Schußes beim Kugelrohr. Man muß auf diese Entfernung die Kugel in eine Scheibe, von ungefähr 12 bis 14 Zoll *) Durchmesser, bei jedem Schuß hineinbringen, und die größte Zahl der Schüsse muß dem Zentrum der Scheibe näher als dem Kreise liegen.

Hat man ein Kugelrohr, von dem es nicht bekannt ist, auf welche Entfernung dasselbe zugeschossen ist, so schieße man auf 150 Schritte aufgelegt, gut und voll visirt, und vollkommen ausgehalten auf die Scheibe; fährt die Kugel in diese Scheibe ein, und steckt sie unter dem Zentro senk-

*) Diese Größe paßt noch auf die körperliche Fläche eines jagdbaren Hirsches vollkommen.

recht, so gebe man etwas Pulver zu und schieße nochmals; ist die Kugel gestiegen, aber der Schuß steckt noch immer tief, jedoch senkrecht unter dem Zentro, so wird nochmals Pulver zugelegt; ist nun die Kugel nach geschehenem Schuße nahe am Zentro, so bleibe man bei dem Maß von Pulver, und versuche noch einige Schüsse; sind sie immer nahe genug am Zentro, so daß die Diveren zwischen drei oder vier Zoll beträgt, dann ist das rechte Pulvermaß gefunden, und man ladet künftig mit derselben Pulvermenge, mit eben derselben Pflasterung der Kugel und mit eben der Unterlage.

Es muß hier angeführt werden, daß eine Pürschkugelbüchse anders als eine Scheibenbüchse geladen wird; der Unterschied besteht darinn. Hat man das Pulver in die Pürschbüchse eingeschüttet, so richtet man es mittelst eines sanften Anschlags an der Erde in eine gleichförmige Lage, wie beim Schrotgewehr, dann nimmt man etwas reines gut getrocknetes Werg, oder rund geschnittenes Stück Tuch, und setzt es auf das Pulver; hierauf nimmt man zur Pflasterung, eine Elle Futterbarchet welcher gut gearbeitet ist und bestreicht solchen gleichförmig mit Rindstalg (das man zuvor gut zerlassen, von aller Feuchtigkeit, Salz und andern fremden Theilen gereinigt hat, und auskühlen ließ) zerschneidet ihn sodann in hinlänglich große viereckige Stückchen, legt sie mit der bestrichenen Seite paarweis zusammen, und hebt sie zum weitern Gebrauch auf.

Bedient man sich dieser Vorsicht nicht, so geschieht es oft, daß sich der Rost anlegt, was demselben bedeutend schaden kann. Die Scheibenbüchsen brauchen diese vorsichtige Ladung nicht, da man nur so vielmal ladet als man schießen will. Das Pürschrohr so wie das Scheibenrohr muß nach jedem Schuß völlig rein geputzt werden, ausgenommen, man eilt um noch einen Schuß auf ein angeschossenes Stück Wild zu machen.

Hat man ein Kugelrohr, welches auf die zuerst bestimmte Weite, die Kugel senkrecht über das Zentrum wirft, so ist es gewöhnlich ein Zeichen von zu starker Pulverladung, man bricht daher so lange am Pulver ab, bis sich die Kugel hinlänglich genug gesenkt hat, und man dem Mittelpunkte so viel möglich nahe bleibt.

Aber nicht allemal fährt die Kugel so in die Scheibe, sondern mancher Schuß geht links, mancher rechts u. s. w., so daß ein jeder anderswo steckt; wird das Rohr immer mit demselben Pulver geladen, das nämliche Pflaster gebraucht, so versuche man zuerst das Pflaster zu ändern; geht die Kugel sehr leicht in das Rohr, so füttere man mit doppeltem Pflaster, und hilft dieses nichts, und die Kugel fährt noch immer bald hier, bald dort in die Scheibe, und hält keinen Stangenschuß; oder geht die Kugel zu streng ein und das Rohr verwirft dabei jedesmal die Kugel, so ist kein besserer Rath, als es vom Büchsenmacher repariren zu lassen. Mehrentheils ist eine schlecht gearbeitete Swanz-

schraube daran schuld, und wenn auf dem Drall und in den Zügen kein Fehler ist, so lasse man eine andere Schwanzschraube, am besten eine Kammerschwanzschraube, einmachen. Geht die Kugel zu schwach in die Scheibe, übrigens aber gut, so liegt der Fehler im Visirauffatze; man lege daher am Pulver zu und erhöhe den Auffatz, die Kugel bekommt mehr Stärke und wird übrigens in derselben Richtung bleiben. Man fordert von einem guten Kugelrohr, daß es auf eine Entfernung von 60 Klafter, einen Hirsch auf die Kammer geschossen, die Kugel durch und durch jage, ja auch noch einen zweiten nebenstehenden tödten kann.

So oft man ein anderes Schießpulver gebraucht, so oft ist es nothwendig, das Rohr vorher damit zu versuchen; drei, vier Gran Schießpulver mehr oder weniger, machen einen großen Unterschied beim Schuß, daher man auf eine genaue Maß, die möglichste Sorgfalt anwenden muß. Man kauft sich daher lieber einen angemessenen Vorrath von Pulver, damit man nicht gezwungen werde, mit einem neugekauften, Probeschüsse zu machen, ausgenommen man bekommt dasselbe Pulver, aus einer Pulvermühle und von demselben Satze.

Man hat um die Stärke des Pulvers zu prüfen, hierzu eigens gemachte Pulverproben, die anzeigen, um wie viel Grad ein oder das andere Schießpulver stärker oder schwächer ist; dieß bestimmt aber noch nichts, um wie viel ich bei den

schwachen mehr und bei den stärkern dagegen weniger geben soll; ausgenommen es ist die Ladung des Pulvers im Gewicht bekannt, wo man durch die Proportionsregel das Gewicht der neuen Ladung finden könnte; es sind aber bis jetzt die Pulverproben nicht so gearbeitet zu haben, wie man sie wünscht.

Um ein guter Kugel- oder Büchsenschütze zu werden, ist eine anhaltende Uebung nothwendig; derjenige, der eine Fertigkeit hierin sich beilegen will, muß mit dem Kugelrohr fleißig ausgehen, und kann statt mit Schrot, sich der Kugelbüchse auf verschiedenes minder wichtiges Wild bedienen; als auf Eichkätzchen, in den Vorhölzern auf wilde Tauben, und auch auf Hasen, auf Teichen auf wilde Gänse und Enten, und auf Scheiben von geringem Umkreise, jedoch von freier Hand und ohne aufzulegen; wer mit einem schon gut zugeschossenem Rohre, aus freier Hand, 60 bis 80 Schüsse macht, wird die Vortheile und Handgriffe leichter finden, als durch schriftliche Anweisungen.

Ein guter Scheibenschütze auf der Schießstatt, kann man nur durch fleißige Uebung werden, und ein guter Büchsenschütze mit dem Pürschrohr ist auch gewöhnlich ein guter Scheibenschütze, nicht aber allemal ein Scheibenschütze ein guter Wildschütze.

Auf der Schießstatt bedient man sich eigens hierzu gemachter Scheiben- oder Standröhre, sie haben gemeinlich längere Röhre, sind auf kleines

Blei gezogen, übrigens dem Pürschrohre gleich; auf manchen Schießstätten ist die Größe der Kugel für jeden Scheibenschützen bestimmt, und mit größern Blei zu schießen wird ihn nicht gestattet; dagegen der mit noch kleinerem schießt, im Nachtheil gegen die übrigen steht. *)

Zum feinen und genauen Visiren auf die Scheibe, ist der Kegel, der Aufsatz, viel feiner gearbeitet als bei dem Pürschrohr, und man hat noch zum leichtern und genauern Visiren, einen Löffel auf den Hals des Schaftes aufgesteckt, welcher in der Mitte mit einem feinen Loche versehen ist, durch welches man auf den Absatz und den Kegel visirt; sind die Punkte, nämlich der Visiraufsatz, der Kegel und dann der Mittelpunkt der Scheibe in einem Punkte des Auges versammelt, wird der Schuß beim Abdrücken ordentlich ausgehalten, so soll die Kugel dort einschlagen; daß dieß aber nur selten geschieht, hängt von vielen andern Umständen ab; selbst ein sanfter Zugwind ist im Stande die Kugel rechts oder links abzudrücken, und dann ist es, wenn das Kugelrohr noch so gut

*) Hiernach sind auch die Größen der Scheiben bestimmt; ein Zirkel ist auf manchen Schießstätten 2 Kugeln breit, an manchen nur 1 ½; 3 Zirkel sind schwarz, nämlich der erste, zweite und dritte; für den ersten Fall ist der Durchmesser der ganzen Scheibe 48, im zweiten Fall 36 mal der Durchmesser der Kugel, mit der geschossen wird.

gearbeitet und zugeschossen wäre, auf eine Entfernung von 200 Schritten nicht möglich, den Punkt mit dem Rohr so genau, als dieß nothwendig ist, aufzusuchen, da oft das schwarze in der Scheibe beim Visiren wie ein kleines graues Pünktchen erscheint.

Ein Scheibenrohr einzuschießen, kann nur ein gut geübter Scheibenschütze übernehmen, der mit allen dazu gehörigen Vortheilen bekannt ist; einem Ungeübten macht es viel Umstände, er verschießt viel Blei und Pulver ohne den Zweck zu erreichen. Auf nachfolgende Art habe ich selbst und andere die Scheibenröhre, so wie die Pürschröhre, mit bestem Erfolge eingeschossen, wiewohl es noch andere Arten geben kann, um zu diesem Zweck zu gelangen. Die Kugel wurde auf die flache Hand gelegt, und darauf so lange Pulver aus dem Horn gelassen, bis die Kugel ganz damit bedeckt war; sodann wurde das Pulver auf der Goldwage genau abgewogen, und durch einen eigens hierzu gemachten Trichter von Horn in das senkrecht aufgestellte Rohr eingeschüttet, mit dem Rohr sanft auf die Erde gestampft, das Pflaster auf die Mündung aufgelegt und die Kugel aufgesetzt, dann mit einem hölzernen Schlegel eingeschlagen, und mit dem Setzer auf das Pulver angedrückt. Von der Pfanne wird nun das vor dem Laden aufgelegte Werg weggenommen, das Zündkraut aufgestreut und in das Zündloch eingeräumt. Das geladene Gewehr bringt man nun auf den Stand und legt es auf

die zwei durchlöcherten, hierzu eigens vorgerichteten Pfähle, und zwar so, daß der Vordertheil auf den ersten und der Hintertheil des Rohrs auf den zweiten Einschlagpflock zu ruhen kommt; visirt sodann genau nach der Scheibe, befestigt das Rohr, vorne so wie hinten, mit hölzernen Schraubenzwingern an die Pfähle, und nachdem es so genau als möglich gerichtet ist, ohne daß man es zu verrücken im Stande war, wird abgebrannt; nach dem Schuß sieht man gleich nach, ob das Rohr ruhig und unverrückt in seiner Richtung geblieben, was manchmal nicht der Fall ist, wenn die Schlagfeder zu stark ist; ist das Rohr ruhig geblieben, so sieht man der Kugel nach, wo sie steckt, und trachtet nun nach und nach durch mehrere Schüsse, die Quantität des Pulvers zu erforschen, womit das Rohr die Kugel am besten einschlägt. Besonders nothwendig ist es, daß man nach jedem Schuß das Rohr sauber ausputzt, das Zündloch ausfedert, und wenn die Röhre nicht mehr gebraucht werden, mit gut gereinigten Talg inwendig recht ausschmiert, um sie vor dem Rosten zu bewahren.

Auf der Schießstatt legt man das Scheibenrohr, der Bequemlichkeit wegen, auf, besonders wenn es schwere Standröhre sind; inzwischen ist es besser, wenn man sich aus freier Hand, auf die Scheiben zu schießen, angewöhnt. Der Jäger im Walde, wenn er kann und die Gelegenheit dazu hat, legt sein Pürschrohr auch auf, allein dieß ist selten der Fall, und der Augenblick den man

auf das Auflegen verwendet, wird beſſer zum Anſchlagen und Abbrennen benutzt.

VII. Kapitel.

Vom Vogelfang.

Der Fang der verſchiedenen Zug- und einheimiſchen Vögel, iſt dem Wildbahnsbeſitzer auch ein einträchtlicher Zweig der Jagd; jedoch wird er in manchen Gegenden zu wenig berückſichtigt, in andern aber wieder über die Gebühr betrieben.

Die Sing- und Weindroßel und die Krammetsvögel ſind die einzigen, die der Jäger in Dohnen fängt, weil dieſe Arbeit bei ſeinen täglichen Berufsgeſchäften nebenbei mit beſorgt werden kann.

Die Art und Weiſe, wie der Dohnenfang betrieben wird, iſt jedem bekannt, der nur oberflächliche praktiſche Kenntniſſe vom Waidwerk hat; doch will ich einige Vortheile hier erwähnen, die noch nicht allgemein bekannt ſeyn dürften.

Es gibt viele Gegenden, wo die Vogelbeere gar nicht oder in ſehr geringer Menge zu den Bedarf des Vogelfanges zu haben iſt, und wo der Jäger wegen Mangel an denſelben, den Fang aufgeben muß; dann hat man noch den Nachtheil, daß ſie in ſtrengen Wintern erfrieren, und aufbe-

wahrt, verfaulen; auch geht ihnen der Marder und die Amsel nach, so, daß die Ausbesserung fast täglich nöthig wird. Diesem allen weicht man auf nachfolgende Art aus. *)

Man nimmt eine Portion schwarzes Kornmehl und macht es mit Wasser an, knetet es recht durcheinander, bis der Teig so dick ausgearbeitet ist, daß man daraus kleine Kügelchen von der Größe einer Vogelbeere formen kann. Diese Kügelchen werden mit einem Draht durchstochen und auf ein dichtes Sieb zum Abtrocknen gelegt. Sind sie trocken, so steckt man sie auf den Draht und streicht sie mit, in starkem Firniß fein abgeriebenen, Zinnober an, und läßt sie trocknen. Ist dieß geschehen, so nimmt man groben ungebleichten Zwirn, der etwas stark seyn muß, und kocht ihn vorerst mit grünen Wallnuß-Schalen ab; ist er so vorbereitet und trocken, so nimmt man etwas Wachs, das stark mit Terpentin gemischt ist, und wichset damit den Zwirn; fädelt dann eine so gemachte Beere auf, macht am Ende einen Knoten, damit sie nicht durchfallen kann, und verfertigt aus den Zwirn die Stengel zu den Vogelbeeren, die man dann in Büschel zu 5 bis 6 Stück zusammen bindet und zum weitern Gebrauch aufbewahret.

*) Dieses Hülfsmittel habe ich auch in die von Herrn Hofrath André herausgegebene Zeitschrift: „Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen" Prag, bei J. G. Calve, einrücken lassen.

Kommt die Zeit zum Einbeeren der Dohnen, so werden diese künstlichen Beeren eingehängt; die Drosseln gehen gut ein und fangen sich noch besser als bei den natürlichen Beeren, weil erstere ihrer lebhaften rothen Farbe wegen, mehr auffallen. Der Marder kann hier, so wenig wie die schlaue Amsel etwas verderben; der Frost kann sie nicht zerstören, und sie können auch in keine Fäulniß übergehen. Ist der Droßelfang vorüber, so können die Dohnen eingebeert bleiben bis zur Ankunft und Abzug der Krommetsvögel; dann nimmt man sie heraus und hebt sie für die Zukunft auf. Man kann auch im Winter jene Bäume, die in der Nähe der Jägerswohnung sind, mit diesen Beeren behängen und mit Schlingen vermachen, worauf auch die Krammetsvögel gern einfallen und sich fangen.

Der Vogelfang mit Leim oder Garn auf eigens hierzu vorgerichteten Vogelheerden, ist mehr eine Beschäftigung für die Jugend, als für den Jäger; oder die Vogelstellerei wird hier und da verpachtet, was aber bloß in dem Falle anzurathen ist, wenn man den Pächtern nur mit Leim zu fangen erlaubt, oder alle Dohnenlegung nur in mäßiger, der Wildbahn angemessener Anzahl gestattet, und so vertheilt.

Zum Vogelfang gehört auch die Lerche, die, wie schon erwähnt wurde, einen beträchtlichen Ertrag geben kann.

Nachfolgende Vögelgattungen sind für den Vogelsteller noch immer wichtig; zu wünschen wä-

re es aber, daß man sie mehr schonen als fangen möchte.

Der Seidenschwanz ist ein schöner Vogel, auch sein Wildbret ist gut. Er ist ein Zugvogel, kommt aber in der Regel alle sechs oder sieben Jahre einmal zu uns, ist jedoch leicht zu fangen, besonders bei einem Lockvogel. Er kommt im Spätherbste zu uns und verweilt den ganzen Winter. Er mengt sich häufig unter die Krammetsvögel, und sitzt gern auf Leimspindeln auf. Sie ziehen in zahlreichen Haufen; der Vogelsteller muß aber den ganzen Tag auf sie aufgestellt halten und auf den Vogelheerd seyn, wenn er reichlichen Fang machen will.

Die Kreuzschnäbel sind Zugvögel, und erscheinen gewöhnlich in solchen Jahrgängen häufig, wenn der Fichten- und Tannensamen gut gerathen ist, aus den tiefen Waldungen in die Vorhölzer. Sie ziehen mehr der Nahrung als der Wärme wegen; sie brüten auch hier, wenn sie sehen, daß sie ihre Jungen ernähren können, und zwar sehr zeitlich im Frühjahre; schon im Februar hat man von ihnen Junge gefunden. Sie streichen in Haufen von 60 bis 90 Stücken, und fangen sich leicht auf Leimspindeln; in den Monaten October, November und Dezember vorzüglich leicht; aber auch den ganzen Winter hindurch kann man sie einfangen, wenn die Kälte den Vogelleim nicht verdirbt. Im Frühjahre halten sie sich so lange auf, so lange der Samen der Fichten nicht ausgefallen ist, was

erst im April geschieht. Man braucht zu ihren Fang weiter nichts als gute Lockvögel und guten Vogelleim. Den Vogelheerd richtet man sich in Vorhölzern, oder auch in tiefen Waldungen, auf Anhöhen vor, welche so gelegen sind, daß der Strich der Vögel darüber weggeht. Man hält den ganzen Tag aufgestellt.

Manche Vogelsteller fangen noch auf ihren Heerden, den Dickschnabel, Quaker, den Buchfinken, den Gimpel, den Zeisig; dieß sind aber Vögel, die man, ebenso wie bei Kohl-, Hauben-, Schwarz- und Blaumeise und alle übrigen Meisenarten, möglichst schonen sollte.

Ein Vogelsteller braucht vorzüglich guten Vogelleim und gute Lockvögel; letztere erhält man nur dann, wenn man sie gut füttert und reinlich hält. Lockvögel, die man lange Zeit genährt hat, sind die besten am Vogelheerde; ich habe Gelegenheit gehabt, bei einem berühmten Vogelsteller, Krammetsvögel von siebenjährigem Alter zu sehen; auch Buchfinken, so wie Zeisige und Hänflinge, erreichen ein hohes Alter. Allein die Fütterung muß von der Art seyn, daß der Vogel nicht fett dadurch wird, weil ihn dieß faul zum Locken macht und er auch kein hohes Alter erreicht. Die Lockvögel müssen außer der Vogelfangzeit aus dem Käfig herausgelassen werden und in einer eigenen Kammer, welche hinlängliches Licht hat, verwahrt werden, in welche man ihnen einige Fichtenstäm-

me zum Aufsetzen einstellt, täglich ein oder zweimal frisches Wasser einsetzt und den Boden mit Flußsand bestreut, aus welchen sie manche Körner zur Erfrischung auflesen; *) sind die verschiedenen Beeren reif, so gebe man ihnen auch zur Zeit etwas davon, als Wacholder- und Vogelbeeren, frischen Hanf in Halmen, so wie auch Hirse; das Auspicken macht ihnen eine Beschäftigung; für die Krummschnäbel schafft man sich einen Vorrath von Fichtenzapfen an und legt ihnen von Zeit zu Zeit welche vor. Guten Vogelleim macht sich der Vogelsteller auf folgende Art. Wenn im Winter die Hölzer in den Holzschlägen gefällt werden, so sammelt man sich die auf Nadel- oder Laubhölzern wachsenden Misteln ein; die von Eichenstämmen sind die besten und haben den Vorzug vor denen vom Nadelholze; die Eichenmistel gibt einen guten Winterleim, der nicht so leicht gefriert; die im Sommer gesammelten Misteln geben keinen Vogelleim. Hat man eine hinlängliche Menge Misteln, so werden die Blätter abgebrochen und können als gutes Kuhfutter dienen, die Stengel werden in kurze Stückchen gebrochen oder zerhackt, und das Ganze in einer hölzernen Stampfe so lange gestampft, bis die Rinde abgelößt und das Holz weiß erscheint, welches herausgesucht wird; die

*) Dieß vergesse man bei keinem Vogel, den man im Käfig nährt.

übrige Masse wird heraus genommen und in ein hölzernes Gefäß gethan, in welches man hinlänglich aber nur lauwarmes Wasser gießt; worauf sich der Leim sogleich bildet; nun werden die feinen Holzfasern, durch stetes Waschen, in den sodann erkalteten Wasser herausgesucht, ein irdener Topf, der oben etwas breit ist, mit reiner Lauge ans Feuer gesetzt und diese bis zum Sieden erhitzt; dann nimmt man ein Stück vom Leim, ziehe ihn etwas auseinander, und lege ihn auf die Oberfläche der siedenden Lauge, indem man ihn mit einer breiten mehrzinkigten, hierzu eigens gemachten hölzernen Gabel, auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten sucht; der Vogelleim geht sogleich auseinander, und läßt die noch übrigen feinen Holzfasern von sich fahren, die man dann weg zu nehmen trachtet; endlich wird der ganz gereinigte Vogelleim in ein Geschirr gethan und das stückweise reinigen des übrigen fortgesetzt, wodurch man einen guten Vogelleim erhält. Statt des mühsamen Stampfens kann man auch die Rinde mit dem Wasser abschaben. Die ganze Arbeit erfordert Fleiß und Reinlichkeit, und ist nicht so leicht als man glauben dürfte; das Waschen geht langsam von statten, und das Aussieden muß mit Vorsicht geschehen, weil eine zu lange Aussiedung den Leim verdirbt, indem es ihn spröde macht.

Die beste Lage für einen Vogelheerd ist auf kahlen Anhöhen, die zwischen Waldungen liegen, wo die Vögel von einen Wald zum andern ziehend,

den Ort leicht bemerken, und die Stimme der lockenden Vögel vernehmen können; sind keine Standbäume da, so werden einige Stücke im Walde abgehauen, dort in die Erde befestigt und in die Gipfel Stangen, auf welche man die Leimruthen bindet, angebracht.

Die besten Leimspindeln sind von kleinen strupichten Tannengipfeln, die man in unterdrücktem Gehölze häufig findet; diese werden von den Nadeln und der Rinde so weit entblößt, als man darauf Leim aufzutragen gedenkt, welche man sodann gut austrocknen läßt. Mit den Vogelleim werden alle die kleinen Aeste der Leimruthe belegt, diese auf die Spitze der Stange gebunden, und letztere an den Baum angelegt. Wenn man vom Vogelheerd geht, nimmt man den Vogelleim von den Leimspindeln weg und verwahrt ihn gut bis zum nächsten Vogelfang.

Diese letztere Art nennt man: „Die Vögel auf dem Leimbock fangen"; wenn man aber mit beweglichen Leimspindeln aufstellt, die man in hierzu gemachte Löcher einsteckt, „den Sporn fang"; erstere verdient immer den Vorzug, da bei der letztern Art, die gefangenen Vögel öfters sammt den Leimspindeln herunter fallen, den Leim verunreinigen und wohl öfter ganz damit wegfliegen.

Unter den Singvögeln verdient unstreitig die Nachtigall den ersten Rang, und wird von Liebhabern gern bezahlt; sie zu fangen ist sehr leicht.

Im Frühjahr nähert man sich dem Ort, wo man die Nachtigall im Gebüsche schlagen hört, und sucht sich zwischen den Gestrippe ein freies Plätzchen auf. Bei Sonnenaufgang nimmt man ein einen □ Schuh großes Stück Netz, das auf ein Rähmchen von mit Gras grüngefärbten Holz aufgespannt ist, und auf das leere Plätzchen so aufgestellt wird, wie man die Falle auf die Mäuse aufstellt; an das inwendige Ende des Fallzüngels wird ein Mehlwurm, der lebendig seyn muß, angebunden. Die Nachtigall, welche sehr neugierig ist, kommt gleich, nachdem man sich davon entfernt, hinzu, sieht da den Wurm, und indem sie ihn haschen will, fällt das Netz zu, und sie ist gefangen; man nimmt sie behutsam heraus und thut sie in einen geräumigen Käfig, verdeckt ihn mit einem dünnen Tuch, jedoch so, daß hinlängliches Licht auf das, darin schon vorbereitete Futter fällt, und legt einige Mehlwürmer hinein. Sie gewöhnt nach und nach den Käfig, doch in der Regel singt sie in dem nämlichen Frühjahr im Käfig noch nicht. Ist die Gefangene ein Weibchen, und hört man an demselben Orte, wo man dieses fing, bald darauf eine zweite Nachtigall, die wahrscheinlich das Männchen ist, dort singen, so trachte man es einzufangen, und lasse dann das Weibchen wieder los. Das Männchen unterscheidet sich vom Weibchen dadurch, daß es an seinen Füßen einen höhern Sporn hat. Oft findet man junge Nachtigallen im Neste, die man sich aufziehen kann, nehme aber nur die Männchen, welche gemeinlich

im Neste mit dem Schnabel gegen Morgen sitzen, die übrigen so gegen Abend zu sitzen, sind in der Regel Weibchen; man kann sich mit ziemlicher Verläßigkeit an diese Angabe halten, obgleich es sich zuweilen trifft, daß lauter Weibchen ausgebrütet worden sind.

Um seine Nachtigallen mit dem besten Futter, den Ameiseneiern, hinlänglich versehen zu können, will ich noch die Art und Weise diese einzusammeln und zu reinigen anzeigen.

Die besten Ameiseneier sind die, so man auf den Wiesen einsammelt; die aus den Wald sind nicht so gut, jedoch kann man sie im Nothfall auch brauchen. Bei der Einsammlung nimmt man einen Sack, dann einen scharfen Gartenspaten, und begibt sich Mittags auf die Wiese; der Ameisenhaufen wird mit den Spaten untergriffen, mit Allem was darinn ist in den Sack gethan und dieser zugebunden; ist der Sack oder mehrere Säcke voll, so fährt man sie zu dem Reinigungsorte, der in einem 1½ Fuß breiten, in der Nähe eines Wassers angelegten, seichten, runden Graben besteht, welcher rings, um ein, in der Mitte befindliches erhobenes Rondel läuft, und der mit Wasser angefüllt wird. Dieses Rondel wird gut geebnet, von Gras gereinigt, die Erde fest getreten und in der Mitte eine Grube gemacht, in welche man einen zusammengebundenen Reisigbündel, oder sonstiges Gesträuch von Laubholz stellt. Nun schüttet man die gesammelten Ameisenhaufen rings um die

mit dem Reisig bedeckte Grube aus; die Ameisen werden sogleich anfangen ihre Eier zu verstecken, und tragen sie unter das Reisig in die Grube; diese Arbeit ist in ein paar Stunden geschehen und dann werden die reinen Ameiseneier aus der Grube genommen, in einer mittelmäßig erwärmten Bratröhre oder in dem Brotbackofen getrocknet und zum weitern Gebrauch an einem trockenen Orte aufbewahrt, wo sie öfters umgerührt werden müssen.

VIII. Kapitel.

Vom Anlegen und Benutzen des Thiergartens, vorzüglich des mit Edelwild besetzten.

Ein Thiergarten, wenn er eine noch so gute und vortheilhafte Lage hat, wird sich schwerlich durch seinen Wildbrets-Ertrag rentiren, und der Grund und Boden wird sich schlecht verzinsen; nur wer ausgedehnte Besitzungen hat und einen solchen Verlust seinem Vergnügen opfert, kann Thiergärten anlegen; allein man kann den Nachtheil durch kluge Behandlung so viel als möglich vermindern.

Ein großer Thiergarten in einer ungünstigen Lage, gewährt weniger Vergnügen und bedarf größere Auslagen als ein kleiner oder mittelmäßig groß angelegter. Der Zaun zur Einfassung desselben erfordert beträchtlichen Aufwand von Bauholz, und ist bald verfault; ein hölzerner Zaun dauert selten über zwanzig Jahre, ohne oft reparirt zu werden; eine Umzäumung mit Mauer ist noch kostspieliger.

Das Wild läßt keine Kultur des Bodens gedeihen, ohne daß man sie wieder einfriedigt; so entstehen eine menge Einzäumungen in der Einzäumung selbst; ist ein Thiergarten mit Wild übersetzt, so braucht man viel zu dessen Ernährung und Unterstützung, und das Wild wird doch noch kümmerlich aussehen.

Ein Thiergarten soll so mit Holz bestanden seyn, daß das Wild im Winter Schutz gegen kalte Winde habe, den es in Nadelholz-Beständen von mittlern Alter, wenn sie recht dicht sind, am besten findet. Dann muß er eine hinlänglich große, dem Stammwild angemessene Wiese zur Sommerweide haben und endlich hinlänglich mit Wasser versehen seyn; die Bäche und Quellen haben zur Tränkung den Vorzug vor den Teichen, jedoch werden Teiche auch vom Wild geliebt.

Das Hauptbedürfniß eines Thiergartens sind die Wiesen, damit das Wild während des Sommers seine Nahrung hinlänglich darauf finden kann,

und nach der Größe derselben muß sich die Einstammung des Wildes richten.

Soll der Thiergarten durch das jährlich abzuschießende Wild Nutzen bringen, so muß auch das Stammwild so danach geordnet seyn, wie es im II. Kapitel angezeigt wurde, damit die Vermehrung desselben nicht gehindert werde. Aber es gibt noch viele Thiergärten, wo man sich an keine Regel bei der Zucht bindet, und das Wild, auf das Ungefähr hin, entweder zu viel oder zu wenig unterhält; in der Regel ist es dann schlecht genährt, und vermehrt sich nicht so wie es sollte und könnte.

Es ist daher nothwendig zu wissen, wie viel man ungefähr von jeder Wildgattung, nach Anzahl und Geschlecht, braucht; um z. B. einen Rudel Hochwildes zu ernähren, von welchem man jedes Jahr einen jagdbaren zehnendigen Hirsch abnehmen will. Es muß aus nachstehenden Gliedern bestehen, als:

1 Stück zehnendigen Hirsch,
1 — achtendigen Hirsch,
1 — sechsendigen Hirsch,
1 — Gabler,
1 — Spießer,
1 — Hirschkalb,
1 — Wildkalb,
1 — Schmalthier,
10 — Wildthiere. Zusammen 18 Stück Stammwild, und diese geben zur jährlichen

Abnahme 1 zehnendigen Hirsch und ungefähr 6 Stück Kälber.

Ein zehnendiger Hirsch braucht täglich zu seiner Sättigung (auf Heu reducirt) 8 Pf. Heu, rechnet man für den acht- und sechsendigen auch so viel, so brauchen die erstern 3 Stück zusammen jährlich 87 Zentner 60 Pf. Heu, und auf jedes Stück à 4 Metzen Haber, für den Winterbedarf, macht 8 Metzen (da der zehnendige Hirsch im Herbste abgeschossen wird, so kommt er hier in keine Berechnung mit Haber vor). Für einen Gabelhirsch rechnet man pr. Tag 6 Pf., also jährlich 21 Centner 90 Pf., an Haber 2 Metzen. Für einen Spießer täglich 5 Pf., daher jährlich 18 Zentner 25 Pf. und 1 Metze Haber. Für ein Hirschkalb 3 Pf. Heu täglich; mithin jährlich 10 Zentner 95 Pf., und ½ Metze Haber. Für ein Stück Thierkalb dasselbe 10 Zentner 95 Pf. Heu und ½ Metzen Haber. Für ein Stück Schmalthier 5 Pf., daher jährlich 18 Zentner 25 Pf. Heu und 2 Metzen Haber. Für 10 Wildstücke à 8 Pf. jährlich 292 Zentner Heu und à 4 Metzen Haber, macht 32 Metzen. Der Bedarf für das ganze Rudel von 18 Stück ist daher jährlich 459 Zentner Heu und 45 Metzen Haber.

Füttert man das Wild in den Wintermonaten November, Dezember, Januar, Februar und März, so braucht man an getrockneten Heu nach obiger Annahme 190 Centner 26 Pf.; die übrigen 268 Centner 74 Pf. werden vom Wilde grün genossen.

Rechnet man, daß eine Metze Wiesen circa 5 Centner Heuertrag gibt, so braucht man 53 Metzen Wiesen, um den angegebenen Bedarf zu erhalten. Nimmt man aber an, daß der vierte Theil von den 268 Zentnern dadurch erspart wird, daß sich das Wild von den hier und da zerstreuten Gräsern im Walde ernährt, und daher 67 Centner Heu oder 13 Metzen Wiesen erspart werden, so kann obige Angabe nicht für überspannt gelten.

Man pflegt dergleichen Wiesen auf Heu und Grummet abzumähen und für die Winterfütterung aufzubewahren, allein das Wild sucht die besten Gräser davon früher aus und verschmäht solches ausgesuchtes Heu im Anfange der Winterfütterung, bis es durch Hunger gezwungen wird, es zu genießen; besser ist es aber, wenn man das Heu gegen ein anderes von unbeweideten Wiesen, außerhalb des Thiergartens, umtauschen kann.

Wenn der Flächeninhalt eines Thiergartens bekannt ist, so läßt sich nach diesem Maßstabe nun leicht berechnen, wie groß die Einstammung vom Wilde seyn kann. Z. B. ein Thiergarten hat 530 Metzen Holzbestand und 270 Metzen Wiesenwachs; nach oben angegebenem Verhältniß können daher 5 Rudel Edelwild eingestammt werden, wenn man das abgängige Winterfütterungsheu sich auswärts beischafft. Nebst diesem kommen noch auf jedes Stück Wild gegen 6 Metzen Waldfläche. Wie theuer hiernach ein Pfund Wildbret zu stehen kommt,

läßt sich, nach den Bedürfniß an Heu und Haber, leicht berechnen.

Der Thiergarten muß übrigens so viel als möglich trocken seyn; sumpfige Wiesen geben schlechte Weide und ebenso ein schlechtes Winterfutter; das Wild will eine gute trockene Weide haben und ausgesuchte Kräuter; man sieht wie es in Hochgebirgen, die sumpfige Thalweide meidet, und lieber in die Höhe der Alpen, die besten Kräuter aufzusuchen, geht.

Daß das Edelwild im Thiergarten mit hinlänglicher Menge von Salz, zum Gelecke, versehen werden muß, braucht kaum erinnert zu werden, das Wesentliche davon ist bereits früher erwähnt worden.

Den Thiergarten pflegt man auch immer Einrichtungen zu geben, die man entweder zum Behuf der Jagd, oder zu angenehmen Promenaden, oder zum Fahren anlegt; auf jeden Fall bleiben solche Unternehmungen kostspielig, und sind nicht leicht für jeden Herrschaftsbesitzer ausführbar. Ein Rudel Edelwild im Thiergarten, verzehrt die Zinsen eines Kapitals von 7780 fl. Conv. Münze nur durch seine Fütterung und Weide.

Ueber Dentlgärten oder Thiergärten wo Damwild eingestammt ist.

Das Damwild erfordert noch viel mehr eine trockene, mehr hohe und bergige Gegend, als das Edelwild, ist auch in seiner Aeßung viel aus-

gesuchter und delikater, als dieses; süsse, aromatische Kräuter sind ihm Bedürfniß; saure Sumpfgräser genießt es nicht. Es nimmt aber auch wieder eher mit einem engern Raum vorlieb und ist leichter zu überwintern, als das Edelwild.

Ein Rudel Damwild, wenn man einen sechsjährigen Schaufler zur jährlichen Abnahme haben will, besteht aus eben so viel Gliedern wie der Hirsch, und liefert ebenfalls so viel Stück zum Ertrage; ihr Bedarf an Heu und Haber kann um nicht viel geringer als beim Hochwild angenommen werden, dagegen aber begnügt es sich mit einer geringern Weidefläche; 3 Metzen Wald und 1 Metze Wiesen ungefähr, können hinreichend seyn ein Stück Damwild wohl zu unterbringen und zu ernähren; daher für ein Rudel Damwild 72 Metzen Flächenraum; jedoch wenn der Dendlgarten eine gute Lage hat, kann man auch die Hälfte der Holzbestandsfläche annehmen. Die Damhirsche brunften weit ruhiger ab, als der Edelhirsch, und beschädigen sich auch nicht so.

Die Dendlgärten legt man daher dort an, wo man der kleinern Fläche wegen, einen Thiergarten mit Edelwild nicht anlegen kann, wie dieß oft in der Nähe von Schlössern der Fall ist.

Daß aber die Zucht des Damwildes eben so wenig einen Nutzen, wie das Edelwild gibt, läßt sich sehr leicht berechnen.

Von Thiergärten, wo man das Schwarzwild züchtet.

Diese Thiergärten sind in ihrer Anlage und Ernährung die allerkostspieligsten. Der zur Einheegung benöthigte Zaun kann nicht fest genug gebaut werden, daß ihn dieß Wild nicht verderbe. Die Aufsicht erfordert mehrere Menschen, und ist immer mit Lebensgefahr verbunden. Das Mißlichste ist, daß es ungemein viel Nahrung erhalten muß, wenn es nicht ein schlechtes Ansehen haben und schleichenden Skeletten gleichen soll. Es duldet neben sich kein anderes Wild, und raubt junge Hasen, Rehkitze, Wildkälber und Eier, so viel es deren habhaft werden kann. Alles dieß wird von ihm aufgesucht und verzehrt.

Ein Rudel eingestammtes Schwarzwild, hat aus nachfolgenden Gliedern zu bestehen, wenn man jedes Jahr einen dreijährigen Keuler abnehmen will: als

1 Stück dreijährigen Keuler,
1 — zweijährigen Keuler,
1 — einjährigen Keuler,
1 — Frischlingskeuler,
1 — Frischlingsbache,
1 — zweijährige Bache,
15 — dreijährige Bachen (Mutterschweine) zusammen 21 Stück. Diese geben zum Ertrage 1 Stück dreijährigen Keuler und 1 Mutterschwein mit 4 Stück Marcassinen, oder jungen

Schweinen, im Durchschnitte macht 64 Stück, wovon circa 60 Stück abgenommen werden.

Man reduzire die ganzjährige Schüttung die dem Rudel gereicht werden muß auf lauter Haber, obwohl es Gerste, Haber, Erdäpfel, Hintererbsen und Eicheln, wenn sie gerathen sind, bekommt, so ist nachfolgende Schüttung nicht übertrieben, als:

für 1 Stück dreijährigen Keuler, täglich à 1 Maßl Haber, macht jährlich in runder Zahl	22	Metzen,
für 1 Stück zweijährigen Keuler à ¾ Maßl, ...	17	—
für 1 Stück einjährigen à ½ Maßl,	11	—
für 1 Stück Frischlings-Keuler à ¼ Maßl, ...	5	—
für 1 Stück Frischlings-Bache à ¼ Maßl, ...	5	—
für 1 Stück zweijährige Bache à ½ Maßl, ...	11	—
für 15 Stück Bachen à 1 Maßl,	330	—
zusammen	401	M. Hab.

Wenn der Keuler 120 Pf. wiegt, und die 60 Stück Marcasinen, jedes zu 8 Pf. angenommen werden, daher zusammen 60 Pf. geben, so kommt ein Pfund Schwarzwildbret, nur in der Fütterung berechnet, auf 10 bis 11 Maßl Haber zu stehen. Rechnet man eine Metze Haber zu 45 kr. in Silbergelde, so beträgt die Fütterung einer Rudel Wildschweine 301 fl. Von diesem Gelde kann

eine Familie Menschen leben. Das Schwarzwild ist nur in großen Waldungen nützlich, wo keine Kunstkultur, wegen Mangel an Menschenhänden, betrieben werden kann; es wühlt die beraßte und bemoste Erde in Riefen auf, wo der abfallende Waldsamen aufkeimen und gedeihen kann; dergleichen Wildnisse gibt es aber heut zu Tage nicht mehr viel.

Umständlicher von der Zucht des Schwarzwildes, im Thiergarten, zu handeln, wäre überflüßig, weil es nicht leicht Jemand unternehmen dürfte, einen solchen Thiergarten für das Schwarzwild anzulegen, und da, wo es schon besteht, wird man ihre Behandlung aus den obenerwähnten leicht übersehen können.

Anlegung der Fasangärten.

Die Unterhaltung eines Fasangartens wird immer mit Nutzen, und wenn die Anlage desselben zweckmäßig eingeleitet ist, mit Vergnügen für den Besitzer und seine Angehörigen verbunden seyn. Ausführlich habe ich diesen Gegenstand bereits in einem eigenen Werkchen *) abgehandelt, auf welches ich diejenigen, die sich näher unterrichten wollen, verweise. Im V. Kapitel dieses Werkes ist eben-

*) Schönberger, A., praktische Anweisung zur Fasanenzucht, mit besonderer Rücksicht auf die in Böhmen übliche Weise, u. s. w. mit 2 Kupfertaf. 8. Prag, 1822. J. G. Calve'sche Buchhandlung 24 kr. C. M.

fast schon die Rede von der Anlage eines sehr zweckmäßigen Fasangartens sammt Streifremise gewesen. Hier nur noch einige in den Plan gegenwärtigen Werks gehörige Bemerkungen. Zu einen Fasangarten kann man oft einen unfruchtbaren Boden benutzen, der mit Waldbäumen und Gebüsch angepflanzt, die Gegend verschönern hilft und durch seinen Holzertrag Nutzen schafft. Wo die Anlage auf gutem Boden gemacht wird, können Obstbäume mit wilden Bäumen vermischt, gepflanzt werden. Der Ertrag der Fasanen zahlt das Futter, die Pflege und selbst die Anlagskosten reichlich aus, und überhaupt tragen alle darauf verwendete Kosten, wenn sie zweckmäßig verwandt werden, gute Zinsen, denn die Fasanen werden immer häufig gesucht und gut bezahlt, selbst in das Ausland verführt.

Zwar wird von manchen Feldwirthen behauptet, der Fasan trage keinen Nutzen, sondern schade den umliegenden Feldern und Saaten. Ganz anders aber wird die Rechnung, wenn man das Hinter- und Vordergetreide, welches man den Fasanen zum Futter gibt, um den Preis anrechnet, für den man es anderwärts zu verkaufen im Stande ist. Ferner, wenn der Fasan ja zuweilen auf benachbarte Felder streicht, so scharrt er nicht nach dem Getreide, sondern nimmt bloß die Körner auf, die uneingeegget liegen bleiben, welche ohnehin größtentheils verloren gehen. Da wo ein künstlichet Aufzug der Fasanen gehalten wird, sind die

Jungen überdieß bis nach dem Schnitt unter Aufsicht und können daher nicht in das stehende Getreide; die Stamm-Fasanen sind im Fasangarten, und wenn auch von diesen einige dahin kämen, so würden sie nur wenig schaden können; weit größeren Schaden in stehenden Getreide machen die Truthühner, allein daran ist schlechte Aufsicht schuld, welche durch bessere beseitigt werden kann.

IX. Kapitel.

Von dem Vorsteh- und dem Jagdhunde.

Der Vorstehhund ist dem Feldjäger ein unentbehrliches Bedürfniß, ohne ihn richtet er nur wenig aus; weswegen er sich einen guten Vorstehhund anzuschaffen trachten muß, da ihm die Ernährung eines schlechten Hundes, eben so viel, wie die eines guten kostet, jener aber ihm mehr verdirbt, als gut macht.

Einen guten Vorstehhund von origineller Abkunft sich anzuschaffen, ist dermal sehr schwer, weil die meisten Bastarde sind.

Es gibt fünf Hauptrassen von Vorsteh- oder Hühnerhunden; die vorzüglichste ist die deutsche

dann die spanische, französische, pohlnische und englische Rasse.

Der deutsche ist der größte und höchste von allen, mehr kurz von Leib und leicht gebaut, kurz von Haaren, das Behänge ist gewöhnlich kurz, schmal und unansehnlich; sie sind aber die gelehrigsten und leicht zu dressiren.

Der spanische ist niedriger als der deutsche, länger vom Leibe, der Kopf ist sehr stark und groß, die Behänge lang und breit, die Nase stumpf, das Maul breit und mit starkem Gebiß versehen; die Füße, an welchen er hinten spornartige Erhöhungen hat, stehen auswärts und sind stark von Knochen; sie sind aber nicht so gelehrig wie die deutschen; sind sie aber einmal gut dressirt und haben sie das gehörige Alter erreicht, so sind sie vorzüglich brauchbar auf Hühner, suchen aber dafür langsamer und sind nicht so hitzig.

Der französische Hühnerhund hat mit dem deutschen vieles gemein; nur der Kopf ist um etwas weniger kürzer und die Haare feiner; er ist gleichfalls gelehrig und leicht zu dressiren, mitunter aber falsch.

Der pohlnische Hühnerhund ist gegen die obengenannten beträchtlich kleiner; die Stockhaarigen sind gelehrig, leicht zu dressiren und dauerhaft, gehen gern ins Wasser, und sind vorzüglich brauchbar für das Wildgeflügel jeder Art; man kann sie auch zum Verbellen der Auer-, Birk- und Haselhühner, so wie der Fasanen im Walde, dressiren.

Die englischen sind die kleinsten von allen Hühnerhunden, haben gewöhnlich lange weiße Haare, die glatt anliegen, und sind vom geringen Nutzen für den Dienst des Jägers, dagegen mehr für einen Kavalier, der selbst auf die Hühnerjagd ausgeht.

Ein Revierjäger braucht einen starken großen Vorstehhund, damit er das angeschossene Wild, vorzüglich Hasen, ohne Beschwerde apportiren kann; er muß fleißig im Suchen seyn und kein Ungemach des Wetters scheuen.

Diese Dienste leisten die deutschen und spanischen Hühnerhunde vollkommen, wenn sie keinen Hauptfehler z. B. schlechtes Gehör, Gesicht oder Geruch mit auf die Welt gebracht haben.

Der Jäger thut am besten, wenn er seinen Hund von Jugend auf selbst erzieht und in seinem Revier dressirt.

Einen Hund zu dressiren soll jeder Jäger verstehen, wenigstens theoretisch, wenn er es praktisch noch nicht versucht hat. Wer dieß nicht kann, verdirbt den besten Hühnerhund, den er sich oft um theueres Geld beigeschafft hat.

Um einen guten brauchbaren Hühnerhund selbst aufzuziehen, wählt man sich einen aus der deutschen oder französischen Race gleich in der Jugend, zieht ihn sorgfältig auf, und lehrt ihn in der ersten Zeit spielend das Apportiren im Zimmer; nur vermeide man, daß Kinder mit dem Hund umgehen und durch Necken ermüden, oder

wohl gar mißhandeln. Man gebe in dieser Zeschon acht, ob der Hund die Anlage, stützig zwerden hat, ob er zu scheu vor dem Schlagen ist solche nennt man weiche Hunde, besonders wenn sie die Strafe lange nicht vergessen, und wenn sie erstarkt sind, so thun sie nur das was sie wollen und nicht was man ihnen befiehlt; dergleichen Hunde taugen nichts, und wenn man ihnen diese Untugenden nicht in der Jugend abgewöhnen kann, so schaffe man sie gleich ab. Derjenige Hund, der nach einer Weile die Strafe gleich wieder vergißt, und wenn man ihm zuruft und schmeichelt, gleich wieder gutes Muthes ist, und seine Schuldigkeit thut, der ist der brauchbarste.

An einer ordentlichen Zimmerdressur ist viel gelegen, nur muß der Jäger unverdrossen und geduldig beim Abrichten seyn. Zuerst lehrt man dem jungen Hund das Apportiren mit einem weichen Ball, und sieht darauf, daß er den Ball nicht zu reißen oder zu beißen anfange; thut er das, so strafe man ihn dafür, aber nicht mit der Hand, sondern mit einer Birkenruthe, und lasse ihn wieder Apportiren; ist er stützig, so versuche man es zuerst mit Güte, und lasse nicht nach bis er apportirt hat; dann schmeichle man ihm und gebe ihm ein Stückchen Brot. Drückt er nochmals den Ball zusammen, so durchsteche man denselben mit stumpf zugespitzten Draht, so daß von jedem Ende die Spitzen herausbleiben, der Hund fährt darauf zu, und indem er ihn zusammendrückt, stechen

ihm die Spitzen ins Maul, daß er ihn gern fahren läßt; man wirft ihm den Ball nun vor, und fordert ihn so lange auf zu apportiren, bis er das einmal gethan hat, hierauf schmeichelt und belohnt man ihn mit einem Stückchen Brot dafür, und fährt noch eine Zeitlang damit fort, bis er es endlich gewöhnt hat; man gebe ihm dann wechselweise Verschiedenes zu apportiren, geschossene Rebhühner oder Lerchen, und gebe wieder Acht, daß er sie nicht zerdrücke, oder wohl gar zerreiße; thut er das erstere, so nehme man eine geschossene Lerche, durchsteche sie wie den Ball, und lasse ihn wieder apportiren, er wird dann gewiß langsamer aufnehmen.

Das Suchen lehrt man ihm im Zimmer auf folgende Art: in aller Früh, wenn der Hund noch nicht gefüttert wurde, legt man im Zimmer hin und wieder mehrere Stückchen Brot, nachdem man sie mit einem Stock auf dem Boden etwas weiter fortgeschoben hat, damit der Hund den Wind vom Brod bekommt; nun muntert man ihm auf zu suchen, und was er gefunden hat zu apportiren; hat er dieß gethan, so legt man das Stückchen Brot ihm vor die Nase und lehrt ihm das eigentliche Vorstehen, indem sich der Hund davor niederlegen muß, und es nicht eher fressen darf, bis man es ihm erlaubt; im Anfang läßt man ihm nicht lange warten, sondern gibt ihm das Zeichen mit dem Worte Prr, daß er es genießen kann, läßt ihm nun ein neues Stückchen Brot in der Stube suchen, und treibt es so lange fort, bis er alle gefunden

hat. Zu dieser Zeit darf niemand in der Stube seyn als der Jäger und sein Hund, damit den Hund keine andere Fährde beirre.

Auch kann man den Hund dadurch zum Gehorsam gewöhnen, wenn man ihm täglich einigemal ein Stückchen Brot auf die Nase legt, welches er so lange darauf lassen muß, bis man mit dem Worte Prr, ihm die Erlaubniß zum Genuße gibt; damit er es aber mehrere Minuten lang aushalten kann, läßt man ihm die Schnautze auf die Knie legen.

Hat der Vorstehhund nun die Zimmerdressur vollkommen inne, so versucht man mit ihm im Frühjahr, bei schönem Morgen, auch in den Feldern etwas. Man schießt zu diesem Behuf einige Lerchen, und läßt sie bei eingesteckten hölzernen Pflöcken oder Reißern liegen, indem man sie an einen Stock mit einen Faden anbindet, auf dessen zweiten Ende man die Lerche anhängt und eine Strecke auf der Erde fortschleppt, damit der Hund eher einwittert. Ist man damit fertig und man sieht nun an den Pflöcken von weitem, wo die Lerchen liegen, so bringt man den Hund in den Kreis und muntert ihn auf verloren zu suchen; kommt nun der Hund auf die Lerche, so sieht man was er damit machen wird, und mahnt ihn sogleich zu apportiren; damit fährt man fort bis alle fünf oder sechs Lerchen apportirt sind, was man dann mehrmal wiederholen kann, bis der Hund in Allem Folge leistet.

Ist der Hund nun größer geworden, so versucht man diese Apportirungsart auch mit Rebhühnern, im Felde und im Gebüsche oder hohen Walde, nachdem man geschossene Rebhühner zu kennbaren Zeichen legt, und den Hund hernach suchen und apportiren lehrt. Der Hund, der eine gute Zimmerdressur erhalten hat, wird auch auf den Befehl vor dem geschossenen Feldhuhn vorstehen; man macht sodann einen blinden Schuß und heißt ihn apportiren. Noch besser ist es, wenn man einige Rebhühner im Steckgarne gefangen hat, sie an eine Schnur bindet, mit einem Pflock auf ein Stoppel- oder geackertes Feld befestigt, und sie gegen den Hund zu mit Erdschollen versteckt, damit sie nicht sogleich sichtbar werden. Nun geht man mit dem Hund, gegen den Wind, von weiten auf das Rebhuhn zu, und heißt ihn vorsichtig suchen mit den Worten: „such' langsam hüthe dich!"; kommt er nun zum Rebhuhn, so heißt man ihn noch vorsichtiger seyn; weiß er nicht, oder hat er es schon vergessen wie er sich benehmen soll, so ruft man ihn zu sich, führt ihn kurz zum Rebhuhn hin, legt ihn auf die Erde nieder und heißt ihn vorstehen. Nun macht man einen oder mehrere Kreise um ihn und das Huhn herum, ruft ihn immer zur Aushaltung zu, dann schießt man das Rebhuhn mit einer kleinen Ladung Schrot, oder ganzen Ladung Pulver, damit es noch ein wenig flattern könne, heißt ihn apportiren und geht hin das Huhn vom Pflock los zu machen. Kann man

diese Lehrmethode in einem Tage mit mehreren Hühnern vornehmen, um so fester wird der Hund; man wage es aber noch nicht mit dem Hund durchs ganze Revier zu gehen, bis er auch die hinlängliche Bekanntschaft mit den Hasen gemacht hat. Diese kann man ihm auf folgende Art beibringen. Man legt einen frisch geschossenen Hasen, in ein eigens hierzu gemachtes Lager, einem Baume oder Strauche gegenüber, hängt ihn eine Schnur am Hals fest, legt diese über einen Ast des Baumes oder Strauches, und nimmt das Ende rückwärts über den Hasen zurück. Ist diese Vorrichtung geschehen, so bringt man den Hund aufs Feld, geht gegen den Wind dem Hasen zu, und ermahnt den Hund zum Stehen; hat er den Wind vom Hasen vollkommen gegen sich, so faßt man die Schnur und macht einen Zug, damit sich der Hase bewege; fährt der Hund nach, so ruft man ihn zurück, läßt ihn wieder anstehen und macht einen nochmaligen Zug; bleibt der Hund ruhig, so lobe man ihn dafür; dann mache man noch einige Züge, und einen blinden Schuß auf den Hasen, und heiße ihn apportiren. Dieß versuche man mehrmal mit dem Hund, und man wird die gute Wirkung davon bald wahrnehmen. Auch vergesse man nicht, ehe man mit ihm ins Revier geht, (den Exercierplatz wechsle man jedesmal) in Gebüschen und Feldern öfters Hasen zu verstecken und sie von demselben aufsuchen und zubringen zu lassen.

Das Apportiren der Hasen und Anstehen auf denselben, lasse man zuletzt, wenn der Hund schon völlig erwachsen, und hinlängliche Stärke hat, um einen Hasen eine beträchtliche Strecke, ohne zu ermüden, tragen kann; früher macht man ihn scheu, wenn man ihn zu oft mit diesem Geschäfte, das seine Kräfte übersteigt, plagt, oder wohl gar durch Schläge es zu thun zwingt.

Hat nun der Hund alle diese Dressuren erhalten, und kann man sich nun auf ihn verlassen, so führe man ihn, wo möglich im Frühjahr, in das Revier, wenn die Rebhühner halten, nämlich an einem warmen sonnigen Tage, wo die gepaarten Feldhühner dem Hunde recht aushalten, und trachte nun in seinem Beiseyn einige Hühner abzuschießen. Hat man dieß mehrmal wiederhohlt, so wird der Hund seinen Dienst vollkommen kennen lernen; nur hüthe man sich mit einen noch nicht vollständig im Felde abgerichteten Hund in den Wald zu gehen, und ihn da frei herumsuchen zu lassen, sondern wenn es doch seyn muß, so halte man ihn hinter sich, oder lasse ihn kurz an sich suchen. Auf das Zurufen, „Herein!", muß der Hund vollkommen abgerichtet werden, und dieß gewöhnt man ihm in seiner Jugend schon am besten an, wenn man ihn öfters, wenn er gestanden hat, abruft, und wenn er gekommen ist, mit einem Stückchen Brot beschenkt und schön thut, dann wieder suchen und stehen läßt; so macht man es etliche Mal des Tages und zwar durch einige Monate hindurch. Man

kann dieß am besten anbringen, wenn man das Exercitium vor den geschossenen Rebhühnern mit ihm macht.

Die Hauptsache bei der Dressur des Vorstehhundes ist, daß man denselben immer zeitlich Morgens vornimmt, wenn er noch nichts gefressen hat; ist er schon gesättigt, so ist er faul und schläfrig und da richtet man mit ihm nicht viel aus; überhaupt ist der Hunger die beste Zuchtruthe für den Vorstehhund, man richtet immer auf diesem Wege mehr aus, als mit Prügeln.

Das Apportiren auf dem Wasser muß man dem Hunde nach und nach beibringen, aber durchaus nicht mit Prügel und Strenge. Die beste Art ist, wenn man ihn zuerst lehrt in das Wasser zu gehen. Dieß geschieht am leichtesten, wenn man den hungrigen Hund zum Teich nimmt und ihm zuerst ein Stück Brod an den Rand des Wassers wirft und es ihn genießen läßt; dann immer weiter ein Stückchen wirft, so daß er danach schwimmen muß, jedoch muß dieß bei lauwarmen Wasser im Sommer geschehen; in der Kälte hüte man sich, weil man sonst den Hund scheu machen würde. Geht der Hund gern in das Wasser, so kann man mit ihm Alles, wie im Felde verrichten.

Obwohl die Hündinnen gelehriger sind; so hat der Hund doch einen größern Vorzug, er ist brauchbarer als diese; sie ist in ihrer Tragzeit bald müde, und sobald sie geworfen hat, kann sie in den Stoppelfeldern nicht gut gebraucht werden, ihr Ge-

säuge wirft sich ihr zwischen die Füße und hindert sie im Laufen und Suchen, und verwundet sich an den steifen Stoppeln; doch ist es gut, wenn man eine Original-Hündinn sammt Hund halten kann, um die Rasse zu erhalten und zu vermehren; auch werden noch immer gut dressirte Hunde von einer Original-Rasse gut bezahlt, weshalb ein Revierjäger, der ein bedeutendes Feld- und Waldrevier zu besorgen hat, und die Hühnerhunde wohl zu dressiren versteht, wohl thut, wenn er sich diesen Erwerb zu Nutzen macht.

Ein gut dressirter Hühnerhund ist dem Jäger von großem Nutzen, sowohl im Felde als im Walde, wo er den Auerhahn, Birk- und Haselhühner auffindet, anstehet oder versprengt, verbellt und dem Jäger anzeigt; ja wohl manche im Walde den Hasen jagen, bis sie ihn zum Schuß bringen, im Felde aber ungeheißen nicht einen Schritt weit verfolgen. Man kann die Hühnerhunde auch zum Aufsuchen der Tartoffelschwämme (Trüffeln) abrichten; wo diese Schwämme wachsen, kann man des Jahres mehrere Pfunde gewinnen.

Nebst den Hühnerhund braucht der Waldjäger noch andere Hunde; als den Schweißhund, den man auf angeschossenes Wild braucht, den Jagdhund, Dachshund, Leithund, die man aber heut zu Tage leicht entbehren kann. In frühern Zeiten, wo das Waidwerk im größern Flor war, brauchte man zu den verschiedenen Jagden eine Menge Hunde, als: die englische Dogge, zum Fangen ver-

schiedener Raubthiere, den gemeinen Jagdhund, Parforcehund, Schweißhund, Leithund, Wasserhund, Stöberhund, Dachshund, Wachtelhund, Windhund und den Saufinder. Jetzt, wo die Jagdwirthschaft weit unter ihrer Mittelmäßigkeit ist, genügt dem Waldjäger ein guter Schweißhund, und selbst dieser wird vom vorsichtigen Jäger wenig gebraucht.

Wer für sein Geschäft Hunde halten muß, dessen erstes Geschäft sey es auch, sie ordentlich zu pflegen. Für den Hühnerhund gehört, wenn er gut gepflegt seyn soll, ein eigener Hundszwinger und eine Hundehütte, worin er in der Nacht schlafen kann, hinlänglich Stroh, besonders im Winter, welches nach Bedarf gewechselt, so wie der Zwinger immer rein gehalten werden muß; alle Tage muß der Hund reines frisches Wasser in hinlänglicher Menge, und Morgens und Abends sein Futter erhalten. Der Jäger füttert gemeinlich mit gebrühten feinen Haberschrot, mit gekochten Erdäpfeln eingemischt, mit klein gehackten Schaffüßen, von denen, wenn sie gekocht sind, das überflüßige Fett abgeschöpft wird, und lauwarm, mit Brod und Erdäpfeln gemengt, gegeben werden; zuweilen gibt man auch etwas Milch und Brod, welches der Hühnerhund gern frißt; manche Hühnerhunde erquickt man im Sommer mit etwas Bier und kleingeschnittenem Brot, welches sie stärkt und munter macht, nur genießen es nicht alle.

Fast alle Hühnerhunde bekommen in ihrer Jugend eine Krankheit, die man den Rotz nennt, und woran in unerfahrene Hände gerathene Hunde krepiren; ich weiß es selbst, daß auf einmal fünf Hunde, die sich einander ansteckten, durch diese Krankheit weggerafft wurden. Kennzeichen dieser Krankheit sind folgende. Der Hund bekommt trübe, aufgeschwollene Augen, schweres Gehör, er frißt wenig oder gar nichts, aus den Augen und der Nase fließt ein zäher Schleim, er bekommt bald darauf den Husten und erbricht sich gern, er scheint faul zu seyn und beim Aufstehen hinkt er auf den hintern Füßen hin und her, im Liegen zuckt er an den hintern Füßen vorzüglich, obgleich er auch mit den vordern das nämliche thut. So wie man dieses merkt, halte man den Hund nach Verhältniß der Jahreszeit, an einem warmen Orte und gebe ihm ein Klistier von lauwarmen Salzwasser und etwas Oel, und widerhole es so lange bis der Hund Oeffnung erhält; dann halte man den Ort rein, wo er sich aufhält, und beobachte ob er von Zeit zu Zeit seinen gehörigen Stuhlgang hat; fehlt dieser, so helfe man wieder mit Klistieren; zur Nahrung gebe man dem Hunde Fleischsuppe mit eingeschnittenem Brot, und zur Abwechselung gekochte süße Milch, lauwarm mit Brod, und ein ziemlich großes Stück Zucker hinein, man wiederhole dieß einigemal, wonach der Schleim beim Hunde mehr flüßig, und er dadurch gereinigt wird. Mit diesem Mittel habe ich mehrere Hunde geheilt, ehe

ich noch nachfolgendes aus dem Pilger entlehnte Mittel kannte. Im Anfang der Krankheit gebe man 1 oder 2 Gran Brechweinstein (nach der Stärke und dem Alter des Hundes) ein, den andern Tag aber folgende in der Apotheke zubereitete Pillen: Spießglanzartiger Schwefel Gr. x, süßer Merkur Gr. x, rothes Entian-Pulver dr. I, Hollundersaft Unc ½ man lasse daraus 20 Pillen machen. Eine dieser Pillen gebe man Morgens, und Abends wieder ein Stück.

Wenn aber diese Krankheit veraltet und zu befürchten wäre, daß die stille Wuth eintreten könnte, so soll man noch eine Drachma vom Pulver der Belladonna-Wurzel in die beschriebene Pillen mengen lassen. Wären jedoch schon heftige Zuckungen vorhanden, und stille Wuth wäre auf dem Wege, so lasse man nachfolgendes Mittel in der Apotheke machen:

R. Valerianwurzel-Pulver ½ Unze.
Opium Gr. 4.
Süßes Queckfilber Gr. 12.
Roher Honig Unc. 1.

Mache daraus 20 Pillen.

Alle 4 Stunden ist dem Hunde eine solche Pille einzugeben. Hilft auch dieses Mittel nichts, so ist es am besten, den Hund todt zu schlagen, weil die stille Wuth in die wirkliche Hundswuth übergehen kann.

Wäre die Krankheit glücklich gehoben, so soll man zur Nachkur, wegen zurückbleibender Schwä-

che und Zuckungen, pulverisirte rothe China, mit Honig zu Pillen geformt, Abends und Früh ein Stück eingeben.

Manche sind in dem frommen Wahne, daß das Ausbrennen mit dem Huberty-Schlüssel und Verrichtung des vorgeschriebenen Gebetes während des Ausbrennens auf dem Kopf des Hundes, denselben vor Hundswuth sichere, *) mehrere Beispiele haben aber gezeigt, daß dieses den gehofften Zweck nicht erreicht hat; sondern einzig eine gute und vorsichtige Behandlung das beste Vorkehrungsmittel, zur Verhütung der so schrecklichen Hundswuth ist.

Eine andere Krankheit ist die Raude oder die Schabe, welche der Hund durch unreinliche Pflege und unordentliche Fütterung, aber auch durch Ansteckung, bekommt. Man verwahrt ihn durch öfteres Baden dagegen, und hat er sie durch Ansteckung bekommen, so wasche man ihn einigemahl hintereinander mit Brunnenwasser, in welches man etwas Schwefelsäure eingießt.

Der Ohrwurm ist ebenfalls ein Uebel für den Hund, welches ihn für seinen Dienst beschwerlich macht. das beste Mittel dagegen ist, sobald die Geschwulst am Ohr bemerkt wird, den leidenden Theil mit einer Schere abzuschneiden und verheilen zu lassen. Das Letztere bewerkstelligt man, wenn

*) Eben so falsch ist das Wurmnehmen und kann eher zur Hundswuth führen als abhelfen.

man nach geschehenen Abschneiden das Blut recht ausdrückt und mit warmen Tischlerleim, der recht stark seyn muß, die Wunde bestreicht und mit einem Stückchen Leinwand bedeckt.

X. Kapitel.

Von den verschiedenen Netzen und Fangeisen, die ein Revierjäger zur Ausübung der Jagd benöthigt.

Da wo der Jäger selbst das Wild, von der ihm anvertrauten Wildbahn, nach den Lauf der Jahreszeiten, seiner Obrigkeit abzuführen hat, um von der Wildbahn den höchstmöglichsten Nutzen zu erhalten, ohne dem Stammwilde zu schaden, ist es nothwendig, daß er mit den Schießen desselben so viel als möglich sparsam umgeht und sich mehr des Netzes bedient. Mit dem Gewehr erlegt der Jäger den Rehbock und Hasen; auf das Rebhuhn braucht er es nur im Frühjahr, beim Einpaaren derselben, auf den Birk- und Auerhahn und auf das Wassergeflügel im Frühjahr, und da noch selten; mit weit größerem Nutzen bedient man sich des Garns, weswegen man sich den hinlänglichen Bedarf beischaffen muß; noch besser ist es,

wenn man sich es selbst verfertigen kann, was ein jeder Waidmann gelernt haben sollte.

Die vorzüglichsten Garne, die ein Revierjäger braucht, sind das Steckgarn und das Hochgarn auf Rebhühner. Ersteres kann man auch auf Birk- und Haselhühner und auf Waldschnepfen gebrauchen, wie auch zum Lerchenfang, sammt der Treibschnur; will der Jäger etwas Ergiebiges damit ausrichten, so muß er es auch in der benöthigten Anzahl haben, welches anzuschaffen auch einen bedeutenden Geldaufwand verursacht. Auch gibt es noch mehrere Arten von Netzen auf die verschiedenen Federwildsorten, die man aber leicht entbehren kann, wenn man die erstgenannten besitzt. Hasengarn, Anschußleinwand, Fanggarne, Federlappen und andere mehr, die man zu den Hasenjagden braucht, sind Requisiten, die von der Herrschaft beigeschafft werden; man findet noch hie und da ganze Zeughäuser voll von Jagdgeräthschaften aus ältern Zeiten, nur die hohe Jagd findet man nirgends.

Der Jäger muß nebst dem Garne auch verschiedene Fangeisen haben, z. B. Fuchseisen, Fischotter-, große und kleine Tellereisen, zum Einfangen der Raub-, als auch anderer nützlichen Thiere. Der Jäger der alles mit dem Gewehr abzunehmen gezwungen ist, ist übel daran, denn er wird keinen sonderlichen Gewinnst an seinem Schußlohn haben; auch werden abgefangene Rebhühner, Fasanen und alles andere gefangene Wild lieber gekauft als das

geschossene, denn es wird bisweilen so zerschossen, daß kaum ein Glied mehr an dem andern hängt und das Wild ganz voll Schrotbrand ist.

Die Gebrauchsart der verschiedenen Netze, muß man praktisch gelernt haben, eben so ihre Verfertigung; eine Beschreibung davon würde viel zu weitläufig seyn, und man wird es eher durchs bloße Sehen erlernen, als man es durch die beste Beschreibung begreiflich machen kann.

Gedruckt: Straschirizka's Buchdruckerei.

In der Verlagshandlung dieses Werkes erscheint nachfolgende für Gutsbesitzer, Landwirthe und Forstmänner sehr empfehlungswerthe Zeitschrift:

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.

Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagdwesens im Oesterreichischen Kaiserthum und dem ganzen Teutschland. Herausgegeben von Chr. E. André.

16r. Jahrgang 1826. In 2 Bänden. Mit Kupfern und Tabellen. gr. 4. Preis 10 fl. C. M.

1r. bis 15r. Jahrgang 1811 — 1825, 30 Bände im herabgesetzten Preis 63 fl. C. M.

Einzelne Jahrgänge von 1811 — 1824 à 6 fl. C. M. excl. der Jahrgänge 1815 und 1816, welche einzeln nicht mehr gegeben werden können. — Der Jahrgang 1825 kostet 10 fl. C. M. Einzelne Hefte 48 kr. C. M.

Diese seit dem Jahre 1811 bestehende Zeitschrift hat gleich bei ihrem Anfange den ungetheilten Beifall aller Sachverständigen erhalten und sich einer von Jahr zu Jahr stets wachsenden Anzahl von Abnehmern zu erfreuen gehabt. Groß und selbst von Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzog Johann, so wie von den allerhöchsten Behörden anerkannt, ist die Summe des Guten, was sie bereits im ganzen Umfange des österreichischen Kaiserstaates gewirket hat. Da der Herr Herausgeber unabläßig bemühet ist, ihre Vorzüge, namentlich als Repertorium alles Neuen und Wissenswürdigen, was Teutschland, England, Frankreich, die Niederlande, Italien u. s. w. im Fache der Land- und Forstwirthschaft hervorbringen, fortwährend zu erhöhen, so wird sie auch für die Zukunft den hohen Rang behaupten, der ihr von allen kritischen Instituten unter den teutschen Zeitschriften angewiesen ist.

Auch sind in der Verlagshandlung dieses Werkchens erschienen:

Abhandlungen aus dem Forst- und Jagdwesen. 1. Band. Enthält die in den Oekonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen in den Jahren 1819 und 1820 abgedruckten Aufsätze aus diesem Fache. Mit Tabellen. Gr. 4. 1821. 2 fl. C. M.

2r. Band. Mit 1 Kupfer (aus den Jahrgängen 1821 und 1822.) gr. 4. 1823. 2. fl. C. M.

3r. Band. Mit 1 Kupfer und 7 Tabellen (aus dem Jahrgang 1823 und 1824) gr. 4. 1824. 2 fl. C. M. (Wird fortgesetzt.)

André, Emil, Versuch einer zeitgemäßen Forstorganisation. Zunächst und mit besonderer Rücksicht auf die Privatwaldungen in der österreichischen Monarchie, zur Selbstbelehrung für Waldbesitzer, ihre Bevollmächtigten und Forstbeamten. 1te Abtheilung. Innere Forstorganisation, enthaltend die vollkommenste Sicherstellung der Nachhaltigkeit. gr. 8. 1823. Geheftet 1 fl. 24 kr. C. M.

André, Rudolf, Darstellung der vorzüglichsten landwirthschaftlichen Verhältnisse, in so fern sie auf Bewirthschaftung des Grundes und Bodens und die damit verbundenen Nebenzweige der Oekonomie Bezug haben. Ein Taschenbuch für praktische Landwirthe und Freunde der Landwirthschaft in allen Gegenden Deutschlands und der benachbarten Länder. 2te verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. 1819. 1 fl. 48 kr. C. M.

Anfangsgründe, theoretisch-praktische, der Landwirthschaft, für angehende Beamte, 8. 1800. auf Deuckp. 1 fl. 12 kr., auf Schreibp. 1 fl. 24 kr. C. M.

Verrichtungen, monatliche landwirthschaftliche; herausgegeben von einem praktischen Landwirth. Mit 11 Tabellen. Dritte verbesserte Auflage. 8. 1820. Schreibpapier 1 fl. 48 kr. C. M.

DEC 8 - 1933